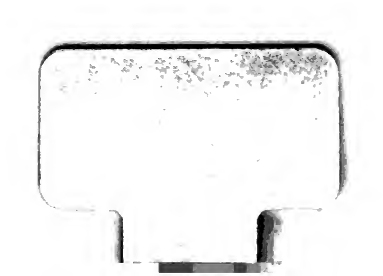

NEDL TRANSFER
HN 6NQ1 A



6 Lautrow

Carl Ludwig Sand,

dargestellt

durch seine Tagebücher

und

Briefe

von

einigen seiner Freunde.

„Nichts im Leben kann gehörig begriffen und richtig gewürdigt werden, wenn es nicht in seiner Beziehung zum Ganzen aufgefaßt wird."

von Wilhelm Stark
„Das Leben und dessen höchste Zwecke."

Altenburg,
Verlag von Christian Hahn.
1821.

Vorerinnerung an den Leser.

Ein Leben zu beschreiben, das, wie das folgende, mit dem Endpunkte seiner Bestrebungen nach menschlichen Begriffen einen so gewaltigen Contrast bildet, ist eine schwierige und gefährliche Aufgabe. Der Leser wird immer glauben, es sei partheiisch dabei verfahren worden, und der strenge Kritiker, sollte er zumal ein zünftiger Jurist sein, wird alsbald alles zu einer systematischen Anklage gegen die gesunde Vernunft desjenigen, von dessen Leben ein Abriß gegeben werden soll, zu benutzen bemüht sein, oder gar uns Vorwürfe machen, daß wir mit ihm, dem Kritiker, nicht gleich beim Beginnen unseres Werkes überein-

*

stimmten. Uns Deutschen fehlt es nun einmal an dem genialen Schwung, vermöge dessen andere Völker außerordentliche Erscheinungen in der Geschichte ihrer Zeit großartig auffassen. Eine Menge Rücksichten, das kalte Gesetz und die steife Convenienz haben seit Jahrhunderten die Regungen des deutschen Geistes mehr und mehr verknöchert, und eine Engherzigkeit herbeigeführt, von der uns nur unter Thränen zu helfen sein wird.

Um nun in keiner Hinsicht uns Vorwürfe machen zu dürfen, noch machen zu lassen, haben wir uns in folgender Lebensbeschreibung alles Urtheils zu enthalten gesucht, am allerwenigsten aber über die bekannte That, den Mord, oder wie man es nennen will, und die Motiven dazu ein Urtheil gewagt, weil wir ja nur unsere Ansichten, nicht die des Thäters hinzustellen im Stande gewesen sein würden. Damit es aber nicht wunderbar vorkommen möge, wie ein Jüngling, in welchem das Gesetz einen Mörder gestraft hat, so sanft, so ruhig, so christ-

lichfromm sein konnte, heben wir folgende Umstände hier vorläufig aus.

Wir müssen vor allen Dingen auf den Theil unseres Vaterlandes einen Blick werfen, wo Sand das Licht der Welt gewahrte. Wer jemals das strom- und sagenreiche Fichtelgebirg bereist und die Bewohner desselben kennen gelernt hat, wird dort Eigenthümlichkeiten angetroffen haben, welche von Alters her das Leben dieses Volksstammes bezeichnen. Insonderheit tritt zugleich mit jener, den mehrsten Gebirgsbewohnern gemeinen Lebendigkeit, in Gesichtsbildung, Sprache und Sitten dieser Menschen eine kraftvolle Einfachheit hervor. Zu diesem schlichten kräftigen Wesen gesellt sich eine Frömmigkeit des Glaubens, welchem durch die Lebendigkeit des Gemüths und der Phantasie ein sehr weiter Umkreis gestellt ist. Das Volk im Allgemeinen ist noch nicht jener mißverstandenen Aufklärung hingegeben, welche leichtsinnig gegen allen Glauben eifert, ohne daß man ihm ein starres Beharren in den Dogmen der Orthodoxen vorwerfen könnte. Denn es ist bei seiner

christlichen Frömmigkeit und bei seinem Glauben, welche sich nicht nur in der Andacht im Gotteshause, sondern auch thätig im Leben zeigen, biegsam, und empfänglich für die Erkenntniß des wahren Verständnisses der Lehren Christi. Reisende, die sich bemühen, den Geist und die Stufe der Bildung der Menschen zu erforschen, werden die vorherrschende Neigung der Fichtelberger, sich über Sätze des Christenthums zu unterhalten, oft genug bemerkt haben.

Dieses Naturell seiner Landsleute hatte Sand in seiner ganzen Fülle empfangen, und wir sehen daher diese Seite seines Gemüthes schon sehr früh gebildet. Reifer, nach Wissenschaft, Klarheit und Verständniß der Lehren Christi ringend, bestimmte diese Ausbildung seines Gemüthes seine schnelleren oder langsameren Fortschritte in der Wissenschaft.

Damit in engster Verbindung steht seine thätige, ebenfalls von Jugend auf sorgfältig geweckte und genährte Willenskraft, welche alle Sinnlichkeit mit riesenhafter Gewalt unterdrückte, ohne ihn kalt für das Leben zu

machen. Daß es ihm bei alledem viel Mühe gekostet habe, durch jene das Christenthum und die darin enthaltene Moral in sein Leben einzuführen und zu bewähren, wissen alle, die ihn kannten; sie wissen aber auch, welche Achtung ihm diese hohe Sittlichkeit von seines Gleichen erzwang. Wir wollen aber damit weiter nichts gesagt haben, als daß Sand, so lange er sich unter uns befand, d. i. bis zur Ausführung seines stillen Planes, als Muster jeder schönen Tugend, so weit Menschen und Jünglinge vollendet sein können, sich gezeigt habe. Wir berufen uns hiebei auf das Zeugniß aller seiner Jugendgenossen, noch mehr aber auf das Wort der Männer, die auf Schulen und Universitäten, so wie im Feldlager ihn beobachtet und sämmtlich dieses Zeugniß öffentlich abgelegt haben.

Neben diesen beiden Eigenschaften Sands tritt seine Liebe zum gemeinsamen deutschen Vaterlande schon früh hervor. Auch diese hat ihren Grund in den Verhältnissen des Volksstammes dem er zugehörte, welcher mehr als viele andere deutsche Stämme von

dem Unheil zu dulden hatte, welches Napoleon über Deutschland brachte. Das Markgrafenthum Bayreuth, zu welchem bekanntlich das Fichtelgebirg gehört, ward 1807 von Preußen, an dessen Fürstenhaus dieses Land seit 1796 mit wahrhaft begeisterter Liebe gehangen hatte, an Napoleon, und von diesem, der es drei Jahre auf seine Rechnung hatte verwalten lassen, 1809 an Baiern abgetreten. Natürlich galt es den Bewohnern desselben nicht gleich, welchen Herren sie anerkennen mußten und es entstand nun eine politische Regsamkeit, welche vielleicht durch Montgelas, obschon in seinen Folgen wohlthätiges, allein in seinen Prinzipien gewaltsames, Regiment vermehrt wurde. Als unausbleibliche Folge dieser Ereignisse erzeugte sich seit jener Zeit der lebhafteste Wunsch in diesen Menschen, ihre dermalige Lage verändert zu sehen. Diese Veränderung glaubten sie jetzt, da mit dem unglücklichen Ausgange des österreichischen Krieges schon einmal ihre Hoffnungen gescheitert waren, einzig von einem Siege Preußens über Frankreich abhängig und so ging allmählig

ihr Interesse in das allgemeine vaterländische über. Ihr Blick erweiterte sich, jemehr ihr kleineres Interesse vor der Noth des ganzen Vaterlandes zurücktrat, mochte jedoch nach der glücklichen Veränderung der Lage der Dinge und Preußens glorreicher Mitwirkung dazu allgemach wieder hervortreten. Indessen erhielt Baiern seine Verfassung, und diese sowohl, als die Ereignisse der neuesten Zeit versöhnten die Gemüther dieser Gebirgsbewohner schnell mit ihrer Regierung. Auf solche Weise ist die Begeisterung, welche schon des großen Friedrichs Thaten für das Haus Hohenzollern in ihnen erweckt und der heilige Krieg genährt hatte, seit den letzten beiden Jahren durch ernsthafte Betrachtungen ihres irdischen Glücks mehr und mehr in den Hintergrund getreten.

So finden wir nun hier in Sands Charakter wieder eine Eigenthümlichkeit, welche ihn zwar wohl von vielen andern Gliedern des großen deutschen Volkes abzeichnen mag, von seinen Landsleuten daheim hingegen ihn in der Regel wenig unterscheidet. Nur das

macht einen Unterschied, daß, da Jeder seine übrigen Eigenthümlichkeiten und Kräfte mit einander in Einklang zu bringen strebt, Sand vielleicht deren mehr und schönere besaß, als das gewöhnliche Leben mit sich zu bringen pflegt.

Mehr heben wir nicht heraus. Alles andere ist nothwendig hiemit zusammenhangend und dem untergeordnet.

Will man uns nun vielleicht den Vorwurf der Partheilichkeit machen, die wir als Freunde überall geneigt seien, Gutes vom Freunde zu sprechen, so thut man uns sehr unrecht. Man würde übersehen, daß Sands Tagebücher und Briefe niemals bestimmt gewesen seien, dem Publikum übergeben zu werden; sollte er sich nun in denselben vielleicht selbst partheiisch geschildert haben? Wir haben wahrlich nichts geschont, was nicht zu schonen war — und sind, mit diesen Dokumenten vertraut, jetzt selbst erstaunt, daß, wie wir ihn im Leben kennen lernten, noch so viel an diesem sich zu tadeln gefunden hat. Daß er ein ausgezeichneter Mensch

in vielen Beziehungen war, ist uns niemals entgangen, und ebensowenig brauchte es seiner vielbesprochnen That, um uns zu überzeugen, daß seine Denkungsart eigenthümlich sei; allein daß er jemals den jesuitischen Grundsatz gehegt und vertheidigt habe, der Zweck heilige die Mittel, wissen wir nicht; und fast sind wir der Meinung, daß es eines so abscheulichen Grundsatzes gar nicht bedurfte, um dieses Räthsel zu lösen, da mit der Voraussetzung desselben sich unauflösbare Widersprüche mit seinem sonstigen Leben und Charakter zeigen müßten. — Das aber hat er uns oft gesagt, daß Ueberzeugung von der Sittlichkeit eines Mittels dieses Mittel gerecht mache. Wo wir ihn, so lange er unter uns war, handeln sahen, hat er diesen Grundsatz mit der größten Aufmerksamkeit auf sich geltend gemacht, und gewiß ist wenigstens so viel, daß er bis auf den letzten Augenblick innig überzeugt war, er habe nie von diesem Grundsatze abgelassen. Der Gedanke, sich aufzuopfern für eine bloße Idee, stand nicht so kahl und schwärmerisch bei

ihm, wie man wohl hin und wieder geglaubt zu haben scheint. Er hing warm am Leben, er liebte es über alles, und hatte Freude am Dasein. Aber auf ein so weiches Gemüth und dessen Lebensfreude mußte auch die Verpestung und Vergiftung, welche ihm über das Leben des Volks geflissentlich hereingeführt zu werden schien, störend einwirken. Was er in den letzten Tagen des Jahres 1818 in seinem Tagebuch darüber niedergeschrieben hat, wird dieß näher bestimmen und wir lassen, wie immer, so auch hier das Urtheil über die richtige, oder unrichtige Durchbildung seiner Ideen ganz dahingestellt, da, wo dieß zur Sprache gebracht wird, das mitleidige Gefühl eines jeden Einzelnen gewöhnlich mit in Frage zu kommen pflegt.

Was nun die Schreibart Sands anbetrifft, so wäre es Thorheit, an seinem schriftlichen Nachlaß die Ausstellung eines schwerfälligen unkorrekten Stils zu machen. Weder Briefe noch Tagebücher waren zum Behuf der öffentlichen Mittheilung geschrieben, und dieß darf man, um billig zu sein,

nicht aus den Augen lassen; denn wer jemals ein Tagebuch geführt hat, wird wissen, daß man in den Augenblicken, wo man sich sammelt, um sich selbst zur Rechenschaft zu ziehen, zu sehr mit sich beschäftiget ist, um auf die Darstellungsweise gehörig Acht haben zu können. Er selbst weiß überdieß recht gut, was er von seiner Schreibart zu halten habe, und spricht dieß in einem Briefe an seine Mutter deutlich aus. Dieselbe Fülle der Gedanken, welche seinen Stil schwerfällig machte, und dieselbe Tiefe des Gefühls erschwerte ihm auch alles öffentliche Reden aus dem Stegreife, und erst, wo er klarer über sich und seine Bestimmung wird, sehen wir eine größere Gewandheit und einen leichteren Fluß seiner Gedanken eintreten.

Für unsere Zuthat hoffen und wünschen wir, daß ihrer niemals Erwähnung gethan werden möge. Wir sind nicht auf Schriftstellerei geübt und haben oft genug gefühlt, wie sehr es uns abgehe, mit gewandter Rede darzustellen, was zur Erklärung und Er-

gänzung der vorhandenen Materialien gehörte. Deshalb bitten wir, uns als Nebensache über der Hauptsache gänzlich zu vergessen.

Die Herausgeber.

Vor Durchlesung des Buchs bitten wir in demselben die angemerkten Druckfehler zu verbessern, von denen wir das Werkchen, wegen Entfernung des Druckorts, nicht mehr säubern konnten.

Seite 14	Zeile 11	von oben	statt würdige	ließ: würdiger
— 19	— 10	v. o.	ließ: vor daß: ein,	
— 20	— 4	v. u.	st. hervorstehenden	l. hervorstechenden
— 32	— 21	v. o.	= konnten	= konnte
— 34	— 3	v. u.	= Zwiefler	= Zweifler
— 36	— 6	= =	= und	= uns
— 37	— 2	= o.	= dann	= denn
— 41	— 7	= =	= an und	= an und auf
— 44	— 10	= =	= Unruhige	= Unrüchige
— 47	— 13	= =	= auf	= auf's
— 51	— 9	= u.	= vom	= am
— 53	— 9	= o.	= unserer	= dich unserer
— 56	— 10	= =	= Allge=	= Allgemei=
— 59	— 5,6 u. 18	=	Rükly	= Rütly
— 60	— 3 u. 19	= =	Rükly	= Rütly
		ebenso Seite 61.		
— 65	— 13	v. u.	st. Reihe	= Reise
— 69	— 3	v. o.	= wegzuhaben	= wegzuheben
— —	— 11	v. u.	= Landsmannschaften	l. übrigen Burschen
— 91	— 13	= =	= erstre	= erstrer
— —	— 9	= =	= unterlang	= unterlag
— 92	— 5	= o.	= erzeugt	= erzeigt
— 96	— 14	= =	= Wie	= Wir
— 98	— 4	= =	= hie und	= hin —
—128	— 16	= u.	= rei	= frei
—129	— 4	= o.	= sei	= sein
—139	— 13	= u.	= fallen dieß	= falle Dieß
—146	— 5	= o.	= Volks Leben	= Volkslebens
—147	— 18	= o.	= Geeignctes	= Geeignetes
—148	— 2	= =	= gebliebener	= gebliebene

Seite	153	Zeile	17	v. o.	st.	Männlichkeit	l.	Mannlichkeit.
—	154	—	6	= =	=	werden;	=	werden:
—	147	—	13	v. u.	=	Schonheit	=	Schönheit.
—	160	—	13	= =	=	Juni	=	Juli.

Carl Ludwig Sand.


Digitized by Google

Sands früheste Jugend, Erziehung und Bildung bis zum Abgange von der Schule.

(Von 1795 bis 1814.)

Carl Ludwig Sand wurde am 5. October 1795 zu Wunsiedel im Fichtelgebirge geboren. Er war der jüngste Sohn des vormaligen königl. preuß. ersten Justizamtmanns und Justizraths, Gottfried Christoph Sand und der Dorothea Johanna Wilhelmine, geb. Schöpf. Außer zwei älteren Brüdern, Georg, welcher Kaufmann in St. Gallen, und Fritz, welcher Appellationsgerichts-advokat in Kemnath ist, leben noch in Wunsiedel eine verheirathete ältere Schwester Caroline, und Julie, eine jüngere.

Sehr jung ward Carl von einer Blatterkrankheit der gefährlichsten Art befallen. Bis auf die Hirnschale hatte das böse Gift gefressen, und wie diese sah man auch die Rippen an mehreren Stellen bloßliegen. Erst nach einigen Monaten entrann der Leidende dem Tode, für dessen sicheres Opfer er gegolten hatte.

Ungeachtet der sorgfältigsten Pflege, blieb doch manches in dem Körper zurück, und er kränkelte bis in sein siebentes Jahr, wo ihn ein hitziges Fieber überfiel. Er litt diese Krankheit mit sichtlicher Geduld und wahrscheinlich ward erst jetzt sein Körper von dem verhaltenen Krankheitsstoff gänzlich befreit; denn von diesem Augenblicke an sammelte sich seine Gesundheit und Kraft. Allein er war durch diese Krankheiten im Lernen weit hinter seinen älteren Geschwistern zurückgeblieben. Erst im achten Jahre konnte sein Unterricht angefangen werden und da kam ihm seine jüngste Schwester, welche mit ihm zugleich anfing, in allem bald zuvor. So hatten körperliche Leiden die Entwickelung seiner Geisteskräfte gestört und die Ausbildung derselben forderte daher von Seiten der Lehrer sowohl als des Schülers doppelte Anstrengung und Beharrlichkeit.

Durch diese gelang es letzterem bald, sich der Liebe seiner Lehrer würdig zu machen, und nachdem er einen guten Grund auf der Schule zu Wunsiedel gelegt hatte, ging er mit seinem liebsten Lehrer, dem Rektor Saalfrank, welcher zum Rektor der Schule in Hof berufen war, auf dieses Gymnasium. Carls reiner Sinn, welcher das Rechte und Gute leicht faßte, hatte sich fest an diesen rechtschaffenen und vorzüglichen Lehrer angeschlossen, so daß er nicht mehr von ihm lassen wollte. In Hof wohnte er auch im Hause dieses Mannes und fand an dessen Gattin eine wahrhaft mütterliche Freundin. Als Saalfrank einen Ruf als Professor nach Regensburg erhielt, beschloß Carls Vater, diesen auf das Coburger Gymnasium zu schicken, indem Saalfrank nicht willens war, seine bisherigen Zöglinge mitzunehmen. Allein Saalfrank konnte sich nun von Carl'n nicht mehr

trennen. Lehrer und Zögling machten eine Erholungsreise nach Wunsiedel und auf dem Alexandersbade kam beim Mittagsmahle das Gespräch auf diese Trennung. Saalfrank entfielen Thränen. Er stand auf und bat den Vater, ihm zu erlauben, daß er zeigen dürfe, wie weit der liebende Lehrer einen Zögling von solchen Herzens- und Geistesanlagen bringen könne. Von dieser rührenden Scene waren alle wackere Männer ergriffen, die sich gegenwärtig befanden, vereinten ihre Bitten mit denen des Lehrers, und der bewegte Vater gab seine Einwilligung dazu, daß Carl dem Lehrer nach Regensburg folge.

Bevor wir ihn dahin begleiten, wollen wir noch einige Thatsachen berühren, welche, wenn sie auch an sich gering erscheinen, immer noch Züge eines kühnen Knaben und unter diesen Umständen wohl der Mittheilung werth bleiben.

Schon in seinem eilften Jahre finden wir eine Spur rascher Entschlossenheit, wo es die Rettung eines Menschenlebens galt. Einst ging er nach einem benachbarten Orte zu Jugendgespielen zum Besuch. In frohen Spielen und Gesprächen mit seinen kleinen Freunden begriffen, wurden sie plötzlich durch das Geschrei eines Kindes unterbrochen, das in einen nahen Teich gefallen war. Carl eilte herbei, stürzte sich, nicht achtend seiner Festkleider, auf welche er sehr viel hielt, selbst in die Gefahr und rettete glücklicher Weise das schon mit dem Tode ringende Kind.

Fast noch kühner und von hoher Kraft des zwölfjährigen Knaben zeugend, erscheint folgende That.

Die jüngern Schüler des Lyceums in Wunsiedel lagen mit der übrigen Jugend der Stadt an

schulfreien Nachmittagen gewöhnlich zu Felde und lieferten sich, oft mit großer Heftigkeit, kleine Treffen auf dem nahe an der Stadt gelegenen Katharinenberge. Hier befinden sich noch die Reste einer Kirche, von welcher sich besonders der Thurm gut erhalten hat. Carl, ein eifriger Streiter, kam einst auf den Einfall, diesen sogenannten Katharinenthurm zu befestigen, um darin im Nothfall sicheren Schutz zu haben; denn seiner Parthei war seit einiger Zeit das Kriegsglück nicht sehr günstig gewesen. Schnell ward dieser Vorschlag von seinen Gefährten gebilligt und ausgeführt. Eine Woche brachte man damit zu, die nöthigen Vertheidigungsmittel, Rasenstücke, Steine, Klötze u. s. w., auf den Thurm zu schaffen, und Thüren und Treppen auszubessern.

So lange man hiermit beschäftigt war, suchte man die Gegenparthei vom Berge abzuziehen und hinzuhalten. Als nun alle Anstalten getroffen waren, rückte man an einem Nachmittage aus, kämpfte mit dem Feinde, ließ sich aber in kein förmliches Treffen ein, indem man fortwährend auf den Katharinenberg zu retirirte. Hier nun warf sich eine auserlesene Schaar, und unter dieser Sand, in den Thurm, verrammelte sich darin mit größter Geschwindigkeit, während der übrige Theil des Heers den Feind beschäftigte. Sobald der Feind dieß merkte, rückte er an, und schloß Thurm und Kirche ein. Einige der Beherzteren wagten sich zu nahe an den Thurm, und wurden sogleich von heftigen Steinwürfen zurückgetrieben. Lange ward nun aus der Ferne gekämpft, bis sich die Belagerten so ziemlich verschossen hatten. Jetzt dringen die Belagerer näher heran und werfen unaufhörlich mit Steinen auf die Thür, bis es eine Bresche giebt.

Da kommen die Belagerten in Noth; es fehlt an Munition. Zwar hatte Sand ein Beil und ein andrer einen Degen; allein sie hielten es doch für zu bedenklich, sich damit zu vertheidigen. Wollten sie abwarten, bis die Thür gesprengt ward, so mußten sie sich gefangen geben und waren beißenden Spottes und übler Behandlung gewiß. Man hielt also Kriegsrath und beschloß: Sand, im Laufen geübt, solle durch ein Schallloch an der entgegengesetzten Seite herabspringen, und so schnell als möglich Hülfe herbeiholen; die andern wollten unterdessen das Sprengen der Thür zu verhindern suchen. Es geschah. Sand sprang durch die fast 2 Stock hohe Oeffnung herab, ward aber durch eine von den Feinden ausgestellte Schildwache festgehalten; entkam jedoch noch, ehe Hülfe herbeieilte, mit Verlust seines Hutes. Jetzt stürmten die anderen den Thurm von neuem, und brachen hinein. Die Belagerten wollten kapituliren, allein die Kapitulation ward nicht angenommen. Da ergriff der Beherzteste unter jenen Carls zurückgelassenes Beil, hob es drohend in die Höhe und so drang die Schaar ziemlich wohlbehalten durch die Feinde. Unten empfing sie Sand mit einem schnellgesammelten Haufen der Seinigen, und die Feinde fanden nichts als den leeren Thurm.

Schon früher war er einigen zufälligen Lebensgefahren entgangen, so daß man wirklich die unsichtbare Hand Gottes schützend über dem Kinde schweben sieht, das seinen Tod nicht so wohlfeil erwerben sollte. So fiel einst von dem Hause seiner Eltern ein Ziegel herab und streifte an seinen Kleidern vorbei. Ein andermal fiel ein schwerer Mörser von einem Gesims herab und verwundete ihn am Ohre.

Als der König von Preußen auf dem Alexandersbade bei Wunsiedel sich aufhielt, wohnte der jetzige Herzog von Coburg bei Sands Eltern. In dem Augenblicke, wo einst der sechsspännige Wagen des letztern unerwartet über den Hof rollte, fiel der dort spielende Knabe, davon eilend, auf dem schlüpfrigen Boden dicht vor den Pferden nieder. Der Kutscher vermochte nicht im Augenblick, der Pferde raschen Lauf zu hemmen. Todtenblaß saß dieser auf dem Bocke, als die Pferde nun selbst wie Lämmer still standen. Carl allein hatte die Besonnenheit behalten, benutzte diesen Augenblick und kroch unversehrt hervor.

Eltern und Lehrer hatten ihn von Jugend auf ihre eigene Liebe zum gemeinsamen deutschen Vaterlande eingeflößt, welche durch die traurigen Zeiten allmählig genährt und gestärkt wurde. Er erzählte oft, welche Angst er schon als kleiner Junge ausgestanden habe, als 1809 der österreichische Krieg ausgebrochen sei, und wie dessen unglücklicher Anfang mit der Schlacht bei Regensburg seine Heiterkeit auf lange Zeit gestört habe. Als späterhin Graf Nositz in Wunsiedel Mannschaft zu einem Freicorps aushob, und ihm beim Abmarsch mehrere Hunderte der rüstigsten jungen Leute entliefen, rief Carl diesen Flüchtlingen zu: „Wenn ihr, Memmen, nicht wollt, so will ich mitziehen!“ und setzte sich wirklich in Bereitschaft, dieses Wort zu erfüllen.

Während seines Aufenthalts in Hof kam Napoleon in diese Stadt, um eine Truppenabtheilung zu mustern; da verließ Carl Hof und ging heim zu seinen Eltern, indem es ihm, wie er versicherte, unmöglich sein würde, den Unterdrücker seines Va-

terlandes in Hofs Mauern zu wissen, ohne sein Leben an denselben zu wagen.

Auch sein reiches warmes Gemüth tritt schon in einigen kleinen schriftlichen Ueberresten aus diesen Jahren hervor. So schrieb er, als er zum ersten Male am heiligen Abendmahle Theil zu nehmen sich vorbereitet hatte: „Werthgeschätzteste Mutter! An Ihrem Herzen lag mein Leben, in Ihrem Herzen liegt mein Glück. — In meinen Thränen schwimmt unaussprechlicher Dank hierfür. Ich höre schon im Geiste eine für mich beglückende Stunde schlagen. Mein Inneres hofft Ihre gütige Verzeihung und Ihren Segen!"

Bald nach dieser Zeit verließ Carl das elterliche Haus. Seine Briefe von Hof aus an Eltern und Geschwister sind voll der zartesten Kindes- und Bruderliebe, und wir nehmen aus diesem Briefwechsel sogleich Gelegenheit, vor allen Mutter und Sohn neben einander zu stellen, wie sie es selbst gethan haben.

Carl meldete im November 1811 seinen Eltern, daß das Hofer Gymnasium aufgelöst, und zu einer Primärschule eingerichtet werden solle. An letztrer sei der Rektor Saalfrank, als erster Lehrer angestellt und habe für seine Verdienste nun eine Stelle von fünfhundert Gulden, während die vorige ihm wenigstens tausend Gulden eingebracht habe. Zugleich erzählt er seinen Eltern, wie gefaßt, wie gleichgültig sein Lehrer diese Kränkung hingenommen, und wie er sie alle verwiesen habe, mit ihm auf Gott zu schauen, u. s. w. Der Brief ist voll der innigsten, kindlichsten Theilnahme, und voller Klagen über die nun nothwendige und baldige Trennung von seinem geliebten Lehrer.

Die Mutter antwortet dem betrübten Sohne folgender Gestalt:

„Lieber Carl!

„Leider hättest du mir keine Nachricht geben können, die mich mehr erschüttert hätte, als das kränkende Loos, welches deinem verehrungswürdigen Lehrer und Pflegevater zu Theil geworden sein soll. Dein würdiger Mentor wird es hinnehmen, um auch in dem Fall der gekränkten und gedrückten Tugend seinen Zöglingen und seinen Zeitgenossen ein gutes Beispiel als ein folgsamer Unterthan des Königs zu geben, welchem ihn Gott unterworfen hat. Aber er wird mit Haaren auf den Zähnen auftreten, und eine Kraftsprache sprechen, die der gleißnerische und der in den kühnsten Künsten der Falschheit eingeweihte und darin Meister gewordene Schurke nicht kennt, weil jene nur allein aus dem Bewußtsein eines ganz reinen Herzens und der frohen, ungetheilten Ueberzeugung, seine Pflichten nach Kräften erfüllt zu haben, entspringen kann."

„Merke dir, liebes Kind, daß es keine richtig berechnete Politik giebt, als die Ausübung der alten Regel: fürchte Gott, thue recht und scheue Niemand."

„Und merke dir auch, daß da, wo gegen Rechtschaffene Unrecht laut und schreiend wird, eine allgemeine Stimme sich erhebt und schon diese die Abänderung der Sache herbeiführt. *) — — —"

„Sollte aber wider Erwarten der Fall eintreten, daß Gott der hohen Tugend unseres beider-

---

*) Die Mutter hatte recht; denn kaum zwei Monate später erhielt Saalfrank jenen seinen Talenten entsprechenderen Wirkungskreis in Regensburg.

seitigen Freundes diese äußerst seltene Prüfung auflegt, daß sie sich an ihm ganz zum Schuldner macht, so hat sie auch für diesen Fall außerordentliche Entschädigungen. Alles, was auf und um uns wirkt, sind Maschinen, die eine höhere Hand auf uns wirken läßt, um unsere Erziehung für eine bessere Welt, (in der wir erst unsern rechten Platz einnehmen,) zu vollenden. Bestrebe dich daher, liebes Kind, immer und ununterbrochen auf dich Acht zu haben, damit du nicht einzelne große, gute Handlungen für Tugend hältst, sondern jede Minute das zu wirken und zu leisten suchst, was unsere Pflicht von uns fordert. Es ist im Grunde nichts groß und nichts klein; denn wer kann sagen, wo ein einziges unrecht gesprochnes Wort zu wirken aufhört?"

„Gott legt nur da viele Prüfungen hin, wo er viele Kräfte findet. Und du schilderst mir ja selbst im Enthusiasmus, wie philosophisch sich dein theurer Wohlthäter beträgt. Ich hoffe, daß du dieses Beispiel zu schätzen weißt und es nachahmen wirst, wenn sich wirklich kein Ausweg finden sollte und du von ihm gerissen, nach Bamberg oder Coburg müßtest. Es giebt dreierlei Erziehungen für den Menschen:

die erste ist die, welche der Mensch von seinen Eltern erhält;

die zweite die, welche die Umstände geben;

die dritte ist die, welche der Mensch sich selbst giebt."

„Tritt der erwähnte Fall wirklich ein, so fordert Gott deine moralische, vollendete Ausbildung dir allein ab. Er fordert, daß du die hoffentlich tief in dein Herz geprägten Lehren, welche du besonders, glücklich vor so vielen Tausenden

deiner Brüder, anderthalb Jahr von dem würdigsten Lehrer, der dir unendlich mehr, der dir Freund und Vater war, durch Lehren und Beispiel erhalten hast, auf dein ganzes Leben wirken lassen sollst. Durchgehe die Jugendjahre des tugendhaften Mannes, welchem du so unendlich viel zu verdanken hast. Er war bei weitem nicht so glücklich als du."

„Mit wie vielen Sorgen hatte er nur zu kämpfen, um seine geistige Ausbildung zu bewirken? Von Seiten der moralischen wird er sich wahrscheinlich alles und alles haben selbst sein müssen. Setze denn auch den Fall, daß seine Lehrer für sein moralisches Bestes sorgten; — ach, liebes Kind, die Lehrstunden reichen nicht hin, wo keine Auswahl in dem gesellschaftlichen Umgange gemacht werden kann! Wie oft wird die Verführung ihm nahe getreten sein und er mußte sie durch eigne Standhaftigkeit entfernen. So, liebes Kind, so sollst, so mußt du handeln; schämen mußt du dich, hinter ihm zurück zu bleiben, da du weit mehr empfangen hast, als er. Ich lege dir auch die Lebensbeschreibung und das Vermächtniß meines Vaters bei, von dem du noch sehr wenig gehört hast. Sein Geist ruht in Aehnlichkeit der Seelenanlagen und des Gesichtes auf dir ganz allein unter allen Deinen Geschwistern. Der unglückliche Brand, der deine Vaterstadt in einen Aschenhaufen verwandelte, zertrümmerte das Vermögen seiner Eltern. Der Gram, daß sie alles und alles verloren hatten, da die Flamme in dem ihnen nächsten Hause ausbrach, kostete seinem Vater das Leben, streckte die Mutter aufs Krankenbette, wo die Gicht sechs Jahre lang in ihren Gliedern wüthete, unter welcher Zeit sie durch Handarbeiten ihrer drei noch kleinen Töchter ernährt wurde. Mein Vater war als Lehrling

in eines der größten, den meisten Aufwand machenden Häuser in Augsburg gekommen, wo sein lebhaftes und immer heiteres Temperament willkommen war. Er kam mit einem reinen, ganz unbefleckten Herzen nach Hause, ward der Ernährer seiner Mutter, der Versorger seiner Schwestern. Der Mensch kann sich sehr viel, und das Meiste selbst sein, wenn er es sich nur sein will. Vereinige dein Bestreben mit den Bitten deiner Mutter, und sei dir das selbst! — —"

Bald darauf schrieb der Sohn an die Mutter: „Welche Freude! Ich bleibe im Hause des Herrn Rektors. Hr. Rektor, der brave Mann, nämlich, nahm mich bei Seite, machte mich, so daß es Niemand als die Wände hörten, zu seinem Freund, anstatt ich vorher sein Schüler war, deckte mir Geheimnisse auf, nachdem ich vorher Verschwiegenheit versprechen müssen, und sagte mir, daß Sie an ihn geschrieben hätten, daß er mich bei sich behalten möchte. — Er thut es! — Welche Wonne! — Ich genieße seinen Privatunterricht und mein Privatfleiß wird mir forthelfen und zwar unter seiner Leitung. Er sagt mir zugleich, daß seine Zurücksetzung nicht länger als höchstens ein oder anderthalb Jahre dauern könne, und dann nimmt er keine Pfarrstelle an, sondern er geht wiederum an ein Gymnasium, wo er mich dann mitnimmt und wo ich dann auch ein halbes Jahr bleibe. Dieß widerfährt mir, während die andern alle auf andre Gymnasien müssen."

Wir müssen diesen Lehrer Carls nun noch selbst kennen lernen, um zu begreifen, was beide so sehr an einander kettete. Folgender Brief an Sands Mutter, den wir, so weit er hieher gehört, mittheilen, spricht den Mann, der ihn schrieb, und sein

Gemüth deutlich aus und zeigt zugleich, mit welcher Sorgfalt und Liebe die junge Pflanze zum kräftigen Baume gezogen wurde.

„Hof den 11. Dec. 1811.“

„Mir über alles theure Freundin! Gerührt danke ich Ihnen für Ihre innige Theilnahme an unserm unverdienten Schicksale. Es sind Prüfungen, vielleicht von Menschen vorbereitet, und von der Gottheit zugelassen. Wer weiß, wozu sie nützen? Zermalmen sollen sie mich nicht ganz; ich werde männlich dulden. Carl, Ihr, Ihrer würdige Sohn, will sich mit seinem weichen Herzen noch etwas näher an uns anschließen und bei uns bleiben, bis vielleicht mein Schicksal zu seinem Vortheil eine bessere Wendung bekommt. Ueberlege ich meine schwere Prüfung in den Stunden des von der Empfindung abgekühlten Blutes; so sehe ich für mich und für Carln Vortheile durch den sich etwas lüftenden Schleier, der mein Schicksal decket, schon jetzt durchschimmern. Der Zeitgeist hat mir von Seiten meiner von mir geliebten Schüler Kränkungen des Leichtsinnes, und ihm von Seiten seiner Commilitonen verfängliche Versuchungen bereiten wollen. Diese sind vernichtet, indem jene von uns scheiden. Nichts geschieht in der großen Wesenordnung ohne beabsichtigten Zweck, der zur Verherrlichung des Ganzen führt. — Ihr braver Carl hat sich bestimmt für die höhern Wissenschaften und die solide Gelehrsamkeit erklärt. Er will Lehrer der Menschen werden und das im eigentlichen Sinne des Worts; entweder, er wird als Lehrer erwachsener Jünglinge, wozu er alle Anlage hat, oder in einer nicht gemeinen Predigerstelle durch Wort und Beispiel kräftig lehren. Darauf haben wir

einstweilen den Zuschnitt gemacht, jedoch aber nur im Geheimen und zwar so lange, bis uns mehrere Weltgeister verlassen haben und wir entweder unbeneidet oder unverlacht Hand an's Werk legen und den Entschluß anfangsweise bethätigen. Wir fragten bei seinem Entschluß die Aussichten, seine Kräfte und sein Herz um Rath; und diese riethen, was beschlossen ist. — Uebrigens danke ich Ihnen aufrichtig für das in Ihrem mich ungemein rührenden Briefe in mich gesetzte Zutrauen; so sehr ich kann, werde ich es verdienen. Aber, Edelste! schreiben Sie mir mehr guten Willen als That zu. So viel ist gewiß: aufrichtig meine ich es mit Gott und der Welt."

Schon damals hatten Eltern und Lehrer des Knaben Werth und Anlagen begriffen; beide liebten ihn mit gleicher elterlicher Zärtlichkeit. Dem Vater aber schienen Carls Fortschritte bisweilen wohl zu langsam zu gehen.

Schonend, aber mit Nachdruck mahnt daher die Mutter den Sohn in einem schönen Briefe, sich dieser Langsamkeit und Trägheit zu entschlagen, die wahrscheinlich Folgen seiner kränklichen Kinderjahre waren. Wir setzen der Mutter Brief hieher, weil er einen Fehler Carls behandelt, welcher seine Erziehung und wissenschaftliche Bildung in mancher Hinsicht schwierig gemacht haben mag.

„Lieber Sohn! Meine Mutterpflichten, die mir von jeher unendlich theuer waren, und mein Herz, das an deinem Glücke und Unglücke gewiß den wärmsten Antheil nehmen würde, wenn du auch mein Sohn nicht wärest, fordern mich gleich stark und vereint auf, dir eine sehr wichtige Bitte an's Herz zu legen! Entfliehe der Sirene, die dich unter dem Namen Langsamkeit besiegt hat,

und mit ihrer Mutter, der Trägheit gefangen hält. Noch ist es leicht, und ich habe das Zutrauen zu dir, daß dein Verstand reiflich überlegen will und dein gutes Herz sich nur zu dem neigen kann, was dein eignes und deiner Mitmenschen Glück befördert. Würde es dir auch noch so schwer: fange von heute, mein lieber Sohn, einen Kampf mit Gewohnheiten an, die sich seit Jahren bei dir festgesetzt haben. Du überwindest sie gewiß, wenn es dir Ernst ist. Glaube nicht, daß ich dir vielleicht aus Eigennutz rathe. Bis du zu dem Manne gediehen bist, der die Stütze der Seinigen wird, und in dem Kreise, welchen ihm die Vorsehung hier auf Erden angewiesen hat, Glück, Leben und Brod verbreitet, bin ich längst nicht mehr. Meine Asche ist schon wieder in andere Wesen verwebt, und der Antheil, den ich als verklärter Geist an den Meinigen nehme, trifft nicht mehr auf Nerven, die zerrüttet werden könnten. Komm, laß uns einmal zwei Menschen näher beleuchten. Der erste that seine Pflicht und du nimmst anstatt der Beschreibung den, deinem Andenken so neuen, edlen Onkel Brandenburg, der deine Nachahmung auch als Pathe einst von dir fordern wird. Du selbst weißt, daß wenige Stunden, in ernster, anhaltender, schneller Thätigkeit ihm die Ordnung seines ganzen weitläuftigen Geschäftes, den Seinigen Glück und Brod verlieh, und den Segen so vieler hundert Menschen, die er beglückte, zu Wege brachte.“

„Dagegen betrachte nun einmal einen Menschen, bei dem die Langsamkeit verjährt ist. Sie wird zu einer Gewohnheit, die ihn täglich mehr und mehr unterjocht und die ihn um die Ruhe des Herzens, die Heiterkeit des Kopfes und die Ach-

tung aller seiner Nebenmenschen bringt. Das, was er in den Morgenstunden thun sollte, wird bei ihm bis in die Nacht ausgedehnt; er genießt keinen Schlaf vor Mitternacht, der eigentlich zur Stärkung des Körpers gehört, und bringt auch die Seinigen um diese Erquickung. Steht er bei seinen Geschäften in Verbindung mit andern, so verachten und hassen ihn diese und ergreifen die erste Gelegenheit, ihn um Brod, Amt und alles zu bringen. Steht er außer Verbindung, so scheut sich alles, sich einem Menschen zu nähern, der oft bei aller Rechtschaffenheit mehr Schaden stiftet, als ein erklärter Bösewicht, und die Seinigen sind die unglücklichsten Geschöpfe, wenn sie nicht mit aller Kraft, die einem guten Menschen eigen ist, ihren Platz unter den Menschen behaupten und ihr Elend abwenden. — Höre den Ruf: Gewohnheit ist unsere zweite Natur! von deiner treuen Mutter."

Sand erkannte eine gewisse Langsamkeit in sich noch in den letzten Zeiten seines Lebens, nur daß sie nicht Folge jener Trägheit, sondern eine Eigenthümlichkeit seiner Natur war. Seinen Freunden sagte er es oft gerade zu, wenn diese schneller einen Satz in den Lehrstunden begriffen, oder mit ihren Speculationen schneller in's Klare kamen: daß er nicht so schnell wie sie denken und seine Schlußfolgerungen machen könne; aber man solle ihn nur gewähren lassen, es werde ihm schon gelingen. Und in der Regel war dieß der Fall, und zwar auf eine so schlagende Art, daß er durch die Tiefe seiner Gedanken und die Klarheit seiner Begriffe nach etlichen Tagen oder Wochen alle beschämte und belehrte. *) Gewöhnlich stand ein solches

*) Aus eben diesem Grunde entging ihm die Gabe, schnell

Resultat seiner Betrachtung mit einer Ideenreihe in Verbindung, die früher allerdings schon in ihm vorhanden gewesen, aber noch nicht zur Klarheit des endlichen Begriffs durchgebildet war. Jetzt gestaltete sie sich dazu, und jedesmal verband er damit eine Anwendung auf sein Leben, so daß keine dieser Betrachtungen ohne praktischen Nutzen und Werth für ihn blieb. Daher kam es, daß er nie handelte, ohne für seine Handlungsweise entschiedene Gründe, und die Ueberzeugung, daß er so oder so recht und gut handele, anführen zu können; ein Charakterzug, welcher in der Folge, wo er sein Leben genauer zu beschauen und sich Rechenschaft darüber abzufordern anfängt, deutlich in die Augen springen wird.

In Regensburg blieb die Ordnung in Sands Leben dieselbe wie in Hof. Er wohnte bei dem Professor Saalfrank, und genoß außerdem den Umgang mehrerer edler Familien. Besonders trug die freundliche Aufnahme im Elsbergerischen, Thomischen und Gutermannischen Hause, der reine Umgang mit diesen Familien und die Theilnahme an ihren Familienfreuden viel dazu bei, die Reinheit in Carls Phantasie, die nur für Religion und Vaterland entflammt war, zu erhalten.

Auch in Regensburg nahm er Theil an dem, was Deutschland als gemeinsames Vaterland durch

---

und unvorbereitet vor einer Versammlung seine Ansicht vorzutragen. Erst wenn er den Gegenstand des Gesprächs in die Reihe seiner gewonnenen Lebensansichten und Ueberzeugungen an die gehörige Stelle gebracht hatte und mit jenen in Einklang zu bringen im Stande gewesen war, konnte er sprechen, aber dann sprach er gewöhnlich weitschweifig, um nicht mißverstanden zu werden.

die Bedrückungen der Franzosen betraf und seufzte inbrünstig nach Erlösung von diesem Uebel. Seine Briefe an seine Eltern aus den Jahren 1812 und 1813 sind voll von Mittheilungen dieser Art und frommen Gebeten. So schreibt er am 30. März 1813 von Regensburg aus an seine Mutter: — „Kaum kann ich ihnen aber, beste Mutter, beschreiben, wie heiter ich jetzt manchmal bin, zumal wenn ich von einer Befreiung meines Vaterlandes höre, wenn ich höre daß sie uns schon so nahe ist, wenn ich im Vertrauen auf Gott schon im Voraus das befreite Vaterland, für das mein Herz so sehr glüht, für das ich meine Kräfte, mein Leben aufbieten, für das ich die größten Trübsale und selbst den Tod mit Freuden nehmen will, sehe. Stärken sie sich, beste Mutter, jetzt bei dieser Krisis, wenn ja etwas das gute Bayreuther Land davon treffen sollte; sehen sie auf den Höchsten, sehen sie auf die reichlich spendende Natur, verlassen sie alle Sorgen vertrauend auf Gott, der gewiß unser Bestes will, und freuen sie sich lieber schon im Voraus der besseren zukünftigen Zeiten, wenn uns Gott, der Allgütige, aus dieser Gefahr gar retten wollte. Gott aber, der so viele Tausende schon zur Zeit der Völkerwanderungen, der so viele Tausende während des alles verheerenden dreißigjährigen Krieges glücklich machte, kann und will auch unser Bestes. Ich vertraue und fühle!"

Sorgsam nährten die Eltern des Sohnes frommen Sinn, wie wir aus einem Briefe Carls vom 22. Julius 1813 an seine Mutter sehen. — — „Sie, beste Mutter, fordern mich auf zum Danke gegen den Allgütigen, für die tägliche Gnade, die er uns zu Theil werden läßt, für die vielen erhörten Bitten, die wir im kindlichen Gemüthe an ihn

gethan haben. O, gewiß! ich habe schon bisher ihrer Aufforderung gemäß gelebt, und will täglich mehr seine Güte gegen uns kennen und einsehen lernen. — Wie oft hat mich nicht schon das auf die höchste Bewunderung seiner allweisen Wege, worauf er uns immer näher zu unserer sittlichen und geistigen Vervollkommnung leitet, geführt, daß er mich im Wirbel der Zeit, unter dem mannichfaltigsten Wechsel des Schicksals hierher nach Regensburg führte. Ich habe von ihm das unaussprechbare und nieversiegende Glück erhalten, ihn mit seinen erhabenen Eigenschaften tagtäglich näher kennen lernen zu können. — Wie sollte ich mich nicht höchst glücklich, ja glücklich vor vielen Tausenden preisen können! — Er, der Allgütige, wird auch Mittel und Wege zeigen, wodurch und worauf ich vielleicht recht bald einen rühmlichen Kampf als junger sittlicher Held gegen äußere Gefahren bestehen kann. — Ich setze mein ganzes Vertrauen auf seine gnädige Zulassung." —

Sands Erziehung und Unterricht zielte besonders darauf ab, diese letztere Seite seines Herzens und Gemüthes auszubilden. Tugend und Frömmigkeit, Volk und Vaterland — diese Klänge tönten schon des Kindes Ohren schön, und dem für beide strebenden Jünglinge wurden sie lieb und werth, so daß ihm der Tod für beide nur ein schuldiges Opfer schien. In sein rechtgläubiges Christenthum ward früh zum Glauben der Drang zum Handeln geimpft, und je mehr wir ihn sich seiner selbst bewußt werden sehen, findet sich auch dieser thätige Christensinn unter seinen hervorstehenden Eigenschaften. Briefe aus der letzten Zeit seines Aufenthalts in Regensburg zeigen deutlich diese nachmals so kräftig entwickelte Anlage. So schreibt er z. B.

im November 1813 an seine Mutter: — — „Ihr letzter Brief machte mir ausserordentlich viele Freude. Ich erkenne daraus meine gute, aber nur allzugütige Mutter, nach so vielen sprechenden Beweisen, abermals wieder. Aber warum sollte ich es nicht gestehen, da ich Offenherzigkeit zur Maxime meines Handelns gemacht habe? ich ersehe auch daraus, daß sie mich, beste Mutter, allzuhoch schätzen, und daß mein Verdienst noch gar zu gering ist, als daß es dem Werthe, dessen sie mich in ihrem gütigen Schreiben würdig halten, gleichkommen könne. — Ich kenne meinen geringen Werth; ich kenne meine vielen Schwächen, und finde eben deswegen, daß alles jenes Lob eine kräftige Aufforderung für mich sein solle, kräftig und enthusiastisch nach dem zu streben, was ich mir vorgesteckt habe, und was ich werden soll. — Sein sie, beste Mutter, versichert, daß ich schon jederzeit einige wenige Stunden, die ich zu den unglückseligsten meines Lebens rechne, ausgenommen, so gesinnt war. — Ich werde mein Tagebuch nun wieder anfangen und mich dann täglich selbst zu erforschen suchen. O! wie selig muß der sein, der alle seine Neigungen, Begierden, alle Triebe, Kräfte, Begehren und alles Verabscheuen seiner göttlichen Leiterin, der Vernunft zu beherrschen überläßt, und der es schon so weit gebracht hat, daß er nicht den mindesten Gedanken an das hat, wodurch er das Gewissen in sich rege machen möchte.“

Nicht weniger anziehend unterhält sich der Vater mit dem Sohn über diesen und ähnliche Gegenstände, und es thut uns nichts mehr leid, als daß wir nicht in den Stand gesetzt werden konnten, aus dem Briefwechsel des Vaters und Sohnes

einen Haupttheil der Erziehung des letztern, nämlich der höhern wissenschaftlichen Bildung, auf welche der Vater fortwährend mit vielem Geschmack einen wohlthätigen Einfluß auf den Sohn äußerte, gehörig in's Licht setzen zu können. Vor allen munterte ihn der Vater zum Studium der alten Klassiker und der Geschichte auf, als Grundlage für jedes andere Studium, und scheint in spätern Jahren mit dem Sohne in der Lektüre derselben gewetteifert zu haben. Wenigstens finden wir häufig Hinweisungen darauf und hörten den Sohn oft des Vaters klassische Bildung und guten Geschmack rühmlich erwähnen.

Außer einigen wenigen Briefen aus dieser Zeit, welche sämmtlich häusliche Angelegenheiten behandeln, ist uns nur ein einziges etwas längeres Schreiben des Vaters an den Sohn bekannt geworden, in welchem er sich unter andern folgender Gestalt gegen den 16jährigen Sohn giebt:

„Auch dir, mein lieber Sohn, wünsche ich von ganzem Herzen zu diesem neuangetretenen Jahre ferneren Muth und Kraft, mit möglichstem Fleiße und Anstrengung in Ausbildung nicht allein deiner Kenntnisse, sondern auch deines Herzens fortzufahren. Habe immer Gott und seine Gebote vor Augen und zur Richtschnur bei allen deinen Handlungen; so wird dich sein Segen gewiß begleiten und durch alle Labyrinthe dieses Lebens sicher hindurch führen. Laß dich nicht durch den jetzigen leichtsinnigen Geist der Zeit verführen, und glaube mir, als deinem alten, erfahrenen Vater, daß frühe, wahre Gottesfurcht und ächte Religiosität die einzige sichere Vormauer gegen Verführungen besonders in der Jugend ist, und daß alle Kenntnisse ohne wahre Religiosität nichts sind als ein tönend

Erz und eine klingende Schelle. Nur muß es nicht mißverstandene oder gar Scheinreligiosität sein, sondern solche, die sich durch Handlungen im ganzen Leben ausspricht."

Bei dem allen hatten Vater und Mutter alle Ursache, sich Glück zu der Wahl der Lehrer ihres Sohnes zu wünschen und was sie auch rücksichtlich der Ausbildung desselben selbst thun mochten, so störten sie dadurch in nichts den Plan der Männer, dessen Händen Carl übergeben war, sondern suchten ihnen auf alle Weise in die Hände zu arbeiten. Natürlich konnte der daheim sehr beschäftigte Vater sich nicht so oft auf lange schriftliche Erörterungen gegen den Sohn einlassen und überließ meistens dieses Geschäft der Mutter, welche das Herz des Sohnes mit seinen schwachen und starken Seiten so genau kannte, wie er selbst. Man muß daher nicht glauben, daß der Vater weniger Einfluß auf die Erziehung des Sohnes gehabt habe, indem er von ihm als schönes Erbtheil, eine große Nüchternheit bei allen sinnlichen Genüssen und eine unbestechbare Rechtschaffenheit, von allen anerkannte Tugenden des Vaters überkam.

Der Sohn hatte indessen seine Schulstudien in so weit beendigt, als ihn für das letzte Jahr seiner Schulzeit der sechste Platz in der obersten Klasse unter vierunddreißig Mitschülern angewiesen worden war. Er schrieb daher im April 1814 an seinen Vater: „Wollen sie mich, theuerster Vater, (daß ich mich dieses Ausdrucks bediene,) studieren lassen? und können sie mich unterstützen? Wichtig sind diese zwei Fragen, allein eine abschlägliche Antwort auf beide würde nie im Stande sein, mich von dem hohen Ziele als ein Geweihter

in die göttlichen Wahrheiten meinem Gotte und der Menschheit zu leben, abhalten können. Ich bin fest entschlossen, es sei denn, daß mich eine höhere, momentane Pflicht *) davon abrufe, ich sage: ich bin fest entschlossen, mich zum Verkündiger und Erläuterer der göttlichen Wahrheiten aufzuschwingen, und mein Gemüth ist zu stark von diesem Berufe durchdrungen, als daß ich mich davon durch Aeußerlichkeiten, sein sie auch noch so irdisch drückend, je abwendig machen lassen würde."

Diese Fragen und bestimmte Erklärung wiederholt Carl am 12. August, weil ihm der Vater auf dieselben, verhindert durch mancherlei Geschäfte, noch nicht mit einer Antwort erfreut hatte, und fügt hinzu: „Nun muß ich ihnen auch gestehen, daß ich die Universität Erlangen in dem gegenwärtigen Augenblicke zu beziehen, gar keine Lust habe. Seitdem Ammon diese Anstalt verlassen hat, befindet sich nur noch ein Vogel daselbst, der junge protestantische Theologen dahin ziehen könnte. Die philosophische Facultät ist durchaus mit Eklektikern besetzt, die ungemein viel verderben unter jungen

*) Damit meint Sand wahrscheinlich eine freiwillige oder gezwungene Theilnahme am Kriege. An seine Schwester äußert er sich darüber fast zu derselben Zeit so: „Was den Kampf für's Vaterland betrifft, so muß ich dir so viel sagen, daß ich es vor der Hand nicht für nöthig halte, selbst für unser edles Deutschland mit zu kämpfen; dann aber, wenn ich auch nöthig sein sollte, mein Leben zum Opfer zu bringen, fühlte ich mich viel zu muthbelebt, als daß ich mich erst dazu rufen lassen sollte; und ich glaube dann auch, daß du und unsere guten Eltern viel zu Deutsch sein werdet, als nur eine Widerrede zu thun, als darum höchst undeutsch sich abzukümmern." —

Leuten, ungemein vielen Wirrwarr in die Bildung derselben hineinbringen. Auch misse ich daselbst jenen ächtreligiösen Geist, der mich von außen her umgeben, der mich im Innern beseelen muß, wenn ich mich würdig für meinen hohen seligen Beruf vorbereiten soll. — Der Geist unter den Studierenden in Erlangen gefällt mir nun auch gar nicht; ich wünschte in einen humaneren, feineren und mehr moralischen Ton versetzt zu werden. Dieses mein Urtheil stützet sich nun nicht allein auf meine eigene sorgfältige Erfahrung, sondern auf das der biedersten, würdigsten Männer, die sich hierin die schönsten Erfahrungen gesammelt haben. — Mein ganzes Streben geht nun nach der Universität Tübingen u. s. w." Hier glaubt und hofft Sand alles zu finden, was er in Erlangen vermißt.

Im September ward Carl von der Schule mit folgendem Zeugnisse seiner Tüchtigkeit entlassen. „Carl Sand gehört unter die an Gaben des Geistes und Vorzügen des Gemüthes vor vielen ausgezeichneten Jünglinge. Eine liebenswürdige Bescheidenheit bezeichnet sein äußeres Benehmen. An Aufmerksamkeit, an Fleiß in den Schulstunden und zu Hause weicht er keinem seiner Mitschüler. Daher auch sein Fortgang in den philosophischen und philologischen Gegenständen vorzüglich war; nur in der Mathematik möchte er noch einiges nachzuholen haben. Die besten Wünsche seiner Lehrer werden ihn bei seinem bevorstehenden Abgange begleiten.

Regensburg am 10. Septbr. 1814.

J. A. Keyn,
Rektor und Prof. der Ober-Klasse.

So verließ Sand diese Anstalt, auf welcher er sich die Liebe aller Lehrer und Mitschüler erworben hatte, um nach einer Reise in die Schweiz, wo er zugleich seinen Bruder Georg in St. Gallen zu besuchen gedachte, die Universität Tübingen zu beziehen. Sand wußte recht wohl, wem er, außer seinen Lehrern, Keyn, Klein, (der vor kurzem in Würzburg starb,) Saalfrank und Birnbaum seine Erziehung besonders zu danken habe, und frei gesteht er seinen Eltern um die Zeit seines Abganges von der Schule: „ich muß ihnen — gestehen, daß ich ihnen, so wie alle meine Geschwister, den größten Theil einer reinen und wahrhaften Bildung verdanke, die ich an so vielen andern meines Umganges vermissen muß. Nur der Himmel kann sie an meiner Statt dafür lohnen; sie lohnen sich selbst durch das Bewußtsein, ihre Elternpflichten vor vielen andern auf die edelste Weise vollbracht zu haben.“ — Die glückliche Wahl seiner Lehrer beförderte der Eltern Bemühungen, und man kann sich leicht überzeugen, daß Sand rein, wie er ihnen anvertraut war, aus solchen Händen zurückgegeben werden mußte.

Aufenthalt in Tübingen und Feldzug gegen die Franzosen.

(Von Michaelis 1814 bis Neujahr 1816.)

Von einer vergnügten Reise in die Schweiz zurückgekehrt, traf Sand im October gesund in Tübingen ein, wohin ihn besonders der Ruf Eschenmaier's gezogen zu haben scheint. Er verlebte diesen Winter ruhig bei seinen Studien, und, wie es scheint, still im Umgange mit einigen Freunden. Er trat zwar zu Tübingen in eine Verbindung von Burschen, die sich Teutonia nannte, wollte aber nachmals nicht viel von derselben wissen.

So kam das Osterfest von 1815 heran und zugleich die ganz Deutschland schreckende Nachricht von Buonaparte's Flucht von der Insel Elba. Von allen Seiten sammelte sich Deutschlands waffenfähige Jugend unter die Fahnen der siegreichen Feldherren von 1813 und 1814. Da gedachte auch Sand der drohenden Gefahr, verließ Tübingen und stellte sich in die Reihen der Kämpfer *). Er that

*) Es hat jemand im Eos, einem in München erscheinenden beliebten Blatt, die Ausstellung an Sands sittlichen Charakter zu machen gesucht, daß er, und zwar im

diesen Schritt mit ruhiger Besonnenheit und nahm von den Seinigen daheim in folgendem Briefe Abschied.

Tübingen am 22. April 1815.

„Theuerste Eltern!“

„Ich bin ihnen bisher getreu geblieben; ich habe mich ihren elterlichen Lehren, und den guten Rathschlägen meiner trefflichen Lehrer folgsam und gehorsam bewiesen, habe mich mit Eifer bemüht,

---

geheimen Einverständniß mit seiner Mutter, von den Studien weggelaufen und unter die Soldaten gegangen sei. Wir fühlen uns nicht berufen, ein Wort darüber zu sagen, ob und in wiefern in den Augenblicken der Gefahr des Vaterlandes Sand Unrecht that, ohne vorher eingeholte Erlaubniß seiner Eltern diesen Schritt zu thun; so viel ist aber gewiß, daß er sich obgedachter Fehltritte nicht schuldig machte, und ferner ist es gewiß, daß es ein sehr geistloser, abgenutzter Polizeikniff ist, die Sittlichkeit eines Menschen überhaupt durch absichtliche Lügen herabzusetzen, um daraus zu folgern, daß die Motiven einer gewissen Handlung desselben schlecht gewesen sein müssen. Welch ein logischer Beweis! Wie steht es denn mit der Schlußfolgerung, wenn die Vordersätze umgestoßen werden? Diese Nachrichten sind wahrscheinlich mit den Behauptungen aus einer giftigen Quelle geflossen, daß Sands Mutter von ihrem Vater (welcher starb, als sie kaum zwölf Jahre alt war) zum Glanz erzogen worden sei, und daß Sands Vater die Dienstentlassung wegen seiner Untüchtigkeit erhalten habe. Es ist aber aktenmäßig, daß dieser sie aus Gründen, die dem Verfasser dieser Nachrichten bekannt genug sind, verlangte und sehr ehrenvoll erhielt. Und alles dieses hat mit einer Unzahl anderer, geflissentlicher, sämmtlich die Ehre und Rechtschaffenheit der Eltern verläumdender Unwahrheiten zu jener Schlußfolgerung dienen müssen! — Pfui, wie kann sich doch ein Mann so wegwerfen! —

der Erziehung, die mir Gott durch sie, meine theuren Eltern, und durch allerlei Schickungen zu Theil werden ließ, würdig zu werden und war mit Ernst auf meine Bildung für jenen hohen Beruf bedacht, dereinst in meinem deutschen Vaterlande das Wort Gottes zu verkünden. Mein Streben war immer vorwärts. Daher kann ich ihnen nun ganz offen meinen festen Entschluß vorlegen, und darf um so mehr hoffen, daß sie sich als so liebende und sorgsame Eltern in Rücksicht meiner beruhigen, daß sie als so deutsch gesinnte Eltern mein Vorhaben eher loben, als mich davon abwendig zu machen suchen werden." —

„Das Vaterland ruft wiederum und dieser Ruf gilt dießmal auch mir. — Mit innerem Kampfe, glauben Sie es mir, hielt ich mich das letztemal, als es Deutschlands Befreiung galt, zurück und nur die Ueberzeugung, daß damals viele Tausende für Deutschlands Wohl kampf- und siegbegierig stunden, daß ich meinem näheren Berufe zu leben hatte, konnte mich abhalten. Jetzt gilt es, die damals wieder begründete Freiheit, die schon hie und da in unserm Vaterlande so schöne Folgen hoffen ließ, für uns zu erhalten. Der allweise und allgütige Gott hat für uns noch diese große Prüfung, aber gewiß auch die letzte aufbewahrt, wir sollen nun zeigen, ob wir dieses hohen Gutes würdig seien, ob wir sie uns auch mit Kraft und Nachdruck erhalten und sichern können."

„Die Gefahr Deutschlands war vielleicht noch nie so groß, als jetzt, wo die französischen Banden so wüthend an ihrem Abgotte hängen, wo sich die schändlichste Verschwörung vielleicht über halb Europa verbreitet hat. Daher erhebe sich wieder Deutschlands Jugend und bewähre an den Leichtsinnigen

ihren Muth! Daher ist es nöthig, daß von allen Seiten die Edelsten zusammeneilen. Auch von hier aus eilen die braven Norddeutschen zu ihren Bannern; — die würtembergischen Stände dringen auf allgemeine Landesbewaffnung, und von allen Seiten geschehen Erbietungen zu freiwilligem Dienste und Tode für's Vaterland. Auch ich halte es für die höchste Pflicht, für meines theuren Vaterlandes, für aller Theuern, die mich lieben, Freiheit mit zu kämpfen und sollte die Uebermacht Vortheile über uns erlangen, vorn an den Grenzen im Tode über einen Wütherich zu siegen. Wäre ich nicht in Wahrheit von solchen Gesinnungen durchdrungen, würde ich ihnen nicht solche Gesinnungen kund thun: so weiß ich wohl, daß ich deutsche Eltern habe, die mich für einen Feigen, ihrer unwürdigen Sohn halten würden. Ich fühle zwar die Größe des Opfers, daß ich aus meinen schönen Studien heraustrete, daß ich mich vielleicht Rohen und Ungebildeten unterordne; aber das schwellt meinen Muth, mir erst meine und meines Volkes Freiheit zu sichern und dann, will's Gott, mich wieder vorzubereiten, um im Innern wirken zu können."

„Ich nehme nun auf eine Zeit Abschied von ihnen, theuerste Eltern, von meinen lieben Geschwistern und von allen, die mir theuer sind. Da es mir nach reifer Erwägung das Beste dünkt, unter den Baiern zu dienen, so werde ich mich auf Kriegsdauer unter die Plänkler einer Jäger-Compagnie aufnehmen lassen."

„Leben sie denn wohl! und lebet Alle wohl! Ich will auch hier ihren treuen Ermahnungen folgen und mit Gott werde ich auch hier auf dieser neuen Lebensbahn rein und mit mir selbst zufrieden

aus allen den mancherlei Prüfungen, auf die ich gefaßt bin, hervorgehen und mich immer auf dem Pfade nach jenem Höheren über alles Irdische Erhabenen erhalten; vielleicht wird mir auch die hohe Wonne zu Theil, hie und da schöne Seelen vor dem Sinken zu retten.“

„Immer soll ihr theueres Bild mich umschweben, immer will ich Gott vor Augen und im Herzen haben, um mit Heiterkeit alle Mühen und Gefahren des heiligen Krieges bestehen zu können. Schließen sie mich ferner in ihr andächtiges Gebet ein; Gott wird in allen traurigen Fällen der zu erwartenden drückenden Zeit Trost und Hoffnung auf ein Besseres zukommen lassen. Nur wenn uns Gott den Sieg verleiht, haben wir Hoffnung, uns bald recht froh wieder zu sehen; sollte dieß, was Gott verhüte, nicht der Fall sein, so ist — um was ich sie bitte und beschwöre — so ist mein letzter Wille, daß sie, biedere, deutsche Eltern, nicht in einem unterjochten Lande wohnen mögen!“ —

„Doch warum einander das Herz schwer machen? Wir haben ja die gerechte, die heilige Sache; — es ist ja ein gerechter Gott! — Warum sollte uns nicht der Sieg werden? Machen daher auch sie in ihren Briefen, denen ich sehnlich entgegen sehe, mir das Herz nicht bange. Und nun leben sie nochmals wohl! Leben sie immer wohl und getrost! — Wieder sprechen werden wir uns in jedem Fall in einem freieren Lande!“ —

„Ich bleibe bis in den Tod ihr treuer gehorsamer Sohn C. L. Sand.“

„Wie auch die Hölle braust,
Gott, deine starke Faust
Stürzt das Gebäude der Lüge!“
„Th. Körner.“

„Vielleicht geht hoch über des Feindes Leichen
Der Stern des Friedens auf!“ —
„Th. Körner.“

Mit diesem Abschiede und Körners Liedern, welche er schon auf der Schule vor allen werth hielt, verließ Carl seine Bücher und schon am 10. Mai sehen wir ihn gerüstet in den Reihen des freiwilligen Jäger-Bataillons vom Rezatkreise unter dem Commando des Majors Falkenhausen, welches damals in Mannheim stand. Er wählte dieses Corps sehr glücklich, indem er seinen zweiten Bruder unter demselben als Kämpfer fand. In den Waffen war Sand schon geübt, denn im Jahre 1813 wurden auf Befehl 85 Gymnasiasten der ersten Klasse des Regensburger Gymnasiums einexercirt. Diese Waffenübungen wurden im Sommer des Jahres 1814 wiederholt, so daß am Ende dieses Sommers diese kleine Schaar vor dem Generallieutenant von Ekarth eine Probe zu dessen völliger Zufriedenheit ablegen konnten. Sand war also schon mitten im Heere, als sein Brief und Abschied daheim anlangte, und wenn auch die sonst patriotischen Eltern diesen Schritt nicht billigten, weil schon einer ihrer Söhne im Felde war, so konnte er doch, ungeachtet ihrer Bemühungen, nicht ungeschehen gemacht werden.

Obschon nicht sehr gewöhnt an körperliche Anstrengungen, trug Sand demohnerachtet die Beschwerden des Feldzugs mit der männlichsten Kraft. Jede Erleichterung im Dienste, die seine Vorgesetzten ihm zudachten, verschmähete er, weil er keinem der Waffengefährten an Aufopferung für das gemeine Wohl nachstehen wollte. Brüderlich theilte er alles mit seinen Kameraden und gern half er

den Ermatteten fort, deren Gepäck er oft neben dem seinigen trug. Liebe und Achtung seiner Kameraden, die er sich so erwarb, benutzte er am liebsten dazu, auf ihr sittliches Betragen Einfluß zu gewinnen.

Von allen seinen Vorgesetzten geachtet, verließ Sand nach beendigtem Feldzuge mit dem einstimmigen Zeugnisse eines unermüdlichen Diensteifers, einer seltenen Besonnenheit und Ruhe und musterhafter, strenger Sittlichkeit sein Corps und kehrte nebst seinem älteren Bruder im tiefen Winter nach dem Fichtelgebirge und zu seinen Lieben zurück, um von da nach Erlangen zu gehen, wohin ihn ein Verbot seiner Regierung, länger im sogenannten Ausland zu studieren, wider seinen Willen bannte.

Erlangen und das Burschenleben.

(Vom neuen Jahr 1816 bis Michaelis 1817.)

Am 18. December 1815 war Carl Sand mit seinem Bruder Fritz zur Freude der Seinigen in seiner Heimath wieder eingetroffen. Das Christfest und das neue Jahr 1816 brachte er im elterlichen Hause zu. Allein sein Drang zur Berufsthätigkeit ließ ihn dort nicht lange weilen.

In Demuth vor seinem Gott beginnt er dieses neue Jahr mit brünstigem Gebet und Dank, daß ihm der Gütige einen seiner höchsten Wünsche und Gebete von Jugend auf in Erfüllung gehen lassen. „Du ließest mein deutsches Vaterland sich durch seine eigne Kraft entwinden dem Joche der Knechtschaft. Zum Zweifler wurde ich, so lange ich mich als Weltbürger kenne, in dieser Rücksicht nie; mein Glaube stand fest; aber daß meine feste Zuversicht durch die großen Prüfungen, die das Jahr 1809, und der Anfang des Jahres 1812, die Schlachten bei Lützen und Bautzen mit sich brachten, öfters doch den sich entwürdigenden Zweiflern ein geneigtes Ohr verlieh, und über das Hohnlachen der Deutschen unwürdigen Spötter fast zur

Verzweiflung gebracht wurde: das verzeihe mir durch die Vermittelung unseres Herrn Jesu, der mich nicht gänzlich sinken ließ und endlich durch seinen heil. Geist so hohen Muth in meine Seele brachte."

„Vater, du hast Unendliches an uns gethan! du ließest Sieg uns zu Theil werden über unsern Nationalfeind, und alle schwankenden Pflanzen in deinem deutschen Garten, niedergebeugt durch verheerende Elemente, und hin und her geschaukelt vom Winde des Zeitgeistes, wieder aufgerichtet; in tiefer Scham über ihr Zweifeln an deiner allwaltenden Gerechtigkeit, die ihrem schwachen Sinn zu lange langmüthig schien, wagen sie es nun, sich wieder aufzurichten zu dir, und sind dir gerettet.— Herzenlenker! Auch mir wurde zu Theil, wenigstens mit ausziehen, wenn gleich nicht mit streiten zu können für's Vaterland!" —

Mit diesen Gesinnungen kam er am 7. Jan. 1816 in Erlangen an. Hier fand er alsbald seinen alten Regensburger Freund, El—r, wieder, mit dem er eine Tagesordnung besprach, durch welche er sich in den Stand zu setzen hoffte, die Versäumniß des ersten Vierteljahres dieses Wintersemesters nachzuholen. Diese Ordnung bemühte er sich, genau zu beobachten, was ihm oft nur nach einigem Kampfe gelang und er selbst gesteht sich hin und wieder in seinem Tagebuche in dieser Beziehung: „Die hohe Tugend der Ueberwindungskunst, der Entsagung war nicht so lebhaft in mir." Ueberhaupt wachte er über seinen Fleiß und seine Sittlichkeit auf das sorgfältigste, und um sich ein lebendiges Bild seiner Kraft und seines Willens zu entwerfen, schrieb er seit dem ersten Januar, besonders aber seit seiner Ankunft in Erlangen, an

jedes Tages Abends auf, was er gut oder nicht gut vollendet hatte. Diese von 1816 bis zum letzten Dec. 1818 in Schreibkalendern geführten Tagebücher sind die wichtigsten Documente aus Sands Leben, und diese sollen hier, so weit ihr Inhalt wesentlich ist, auszüglich und gewissenhaft mitgetheilt werden.

Zu seinen Vergnügungen bestimmte er in der Regel einige Abendstunden, die er mit andern auf dem Burschenhause zubrachte. Selten aber blieb er länger als bis neun oder zehn Uhr, und immer befleißigte er sich einer in Erlangen damals noch seltenen Mäßigkeit, theils aus Grundsatz, theils um seinen Eltern nicht unnütze Kosten zu machen. So schreibt er am 9. Februar in sein Tagebuch: „Ich wollte Verwandte besuchen, kam aber in das Commershaus. Hier war ich recht vergnügt; es brach endlich der unterhaltende, spaßhafte Streit zwischen K-st-r, Th-a und andern über Wunsiedel mit mir aus. Dieß dauerte bis 11 Uhr. Jetzt aber fingen N—e und Th—a mich zu keilen an, ich sollte und mußte noch mit in's Weinhaus; ich weigerte mich so viel ich konnte; endlich aber, da es heraus kam, als wollte ich ihnen nicht den Gefallen thun, ihnen zulieb einen Schoppen Wein mit zu trinken und sie es übel nahmen, mußte ich nachgeben. Allein nur leider bei einem Schoppen blieb es nicht, weil N—e, der sich Launen vertreiben wollte, während ich noch die Hälfte meines Weins hatte, und eine Flasche Champagner zum Besten geben wollte. Als diese ausgestochen, ließ Th—a auch eine bringen, und für mich, wenn ich es gleich selbst nicht verlangte, ward auch eine gebracht. Ich bekam einen Brand, mußte mich übergeben, kam aber dennoch glücklich nach Hause, schlief auf

dem Sopha eine Stunde, und dann legte ich mich erst ins Bette. Und so war dieß dann der gebrandmarkte Tag, an dem ich an meine theuren, karglebenden Eltern nicht lebhaft genug dachte, und mich durch solche, die Geld genug hatten, so weit bringen ließ, eine Ausgabe von 4½ Fl. zu machen, die gänzlich unnöthig, ja schädlich war. Verzeihe, Allgnädigster, verzeihe, und nimm das Gelübde, ich will so etwas nicht mehr thun, will jetzt täglich etwas karger leben, um die großen Nachwehen dieser Ausgabe für meine Kasse wieder zu heilen."

Und von jetzt an finden wir fast täglich, daß er sein Betragen in dieser Rücksicht selbst zu billigen im Stande ist, selten aber, ohne sich Vorwürfe, wenn auch nur über Gedanken, zu machen.

Beschäftigt immer mit sich selbst und seinem Besserwerden, schreibt er am 9. Februar. „Ich brachte den Tag ziemlich fleißig zu, und am Abend ward ich mit Freund El—r sehr begeistert für den alten Wahlspruch: In der Kraft bestehet das Christenthum! und ich gebot Sieg und Unterwerfung allen Lockungen vom rechten Wege, vom Wege der Pflicht."

Ueber diese seine innern Beschäftigungen steht er auch gleich Anfangs in Erlangen wieder in einer schönen Berührung mit seinen Eltern. Am 23. Januar schreibt er an seine Mutter.

„Liebe Mutter."

„Wie sollte ich ihnen nach Verfluß von acht Tagen, in meiner neuen Lage hier in Erlangen verlebt, etwas anders versichern können, als daß es mir recht wohl und gut ergehe; — da Gott uns doch allenthalben, wo wir gehen und stehen, nichts als Freude bereitet? Je mehr ich dem Christenthume obliege, desto mehr werde ich ergriffen

dafür, daß alle irdischen Leiden (ob ich gleich von solchen in meinem Leben noch nicht aus eigner Erfahrung sprechen kann) und alle die trüben und mißvergnügten Stunden, die uns kommen, nur wie ein kleines Bächlein zu einem weit größern Strome von Freuden, nicht allein der immerbleibenden, geistigen, sondern auch sogar der Freuden des Tages, wenn wir sie genau zu erforschen und aufzuzählen uns bestreben, sich verhalten. — Liegt es doch in meinen überspannten Erwartungen, daß ich manche mir zu Theil werdende Freude nicht für solche achte; liegt es doch nur in meinem, nicht genug dankbaren, leicht darüber hinweggehenden Sinn, wenn ich viele der Freuden gar nicht erkenne; liegt es doch endlich nur an mir, wenn ich mir erblühende Freuden mir selbst verbittere, dadurch, daß mir das größere Glück anderer, das jenen gerade jetzt zufiel, wo ich dessen, ob ich mich gleich in meinem Leben auch schon öfters dergleichen zu erfreuen hatte, gerade nicht genieße, immer vor den Augen liegt. Immer erwarte ich Unbilliges, immer zähle ich nur die trüben Stunden, nicht die guten, und oftmals betrachte ich auch ein glänzendes Glück anderer, und vergesse viele dergleichen Begünstigungen von Gott, die mir schon zu Theil wurden. Der, der sich unglücklich vermeint, wird, wenn er es im Stande ist, das ihm von Gott während seines Lebens uns an jedem Tage verliehene Gute richtig zu erkennen, sich glücklich finden, und mit Dank erfülltem Herzen sich zu dem Geber seines Wohlergehens hinneigen. — Ein andres ist es, wenn ich von Seelenübeln rede, wenn sich Einer einer Sünde, und des Unheils, das daraus für seine glückliche Lage erwächst, be-

wußt ist; dann ist er unglücklich, darf aber auch nicht mit Gott darüber hadern." —

„Was mich bis jetzt, theuerste Mutter, am vorzüglichsten von den Lehren der Schrift, der ich nun erst anfing mich eigentlich zu weihen, ergriff, ist der Satz: in der Kraft bestehet das Christenthum! und die herrlichen Stellen über die christliche Liebe im 13. Cap. des ersten Briefs an die Corinther, die ich sie nachzulesen bitte. Ach, wir müssen es gestehen, daß wir uns ergriffen und neubelebt fühlen durch diese göttlichen Lehrweisen und daß wir menschlichen Köpfe wohl nie für uns selbst auf solche Lehren der Offenbarung gekommen wären. Haben sie, theure Mutter, die Güte, mir auch ihre Gefühle gelegenheitlich darüber mitzutheilen, denn es wirkt außerordentlich zur Bildung, von zarten Gemüthern in Rücksicht so hoher Lehren angeregt zu werden. — Auch ersuche ich sie, Inniggeschätzte, alle meine Briefe von ihrem Gemüthe beurtheilen zu lassen, und mir alles Tadelhafte zu bemerken, damit ich mich darnach verbessern könne. Freilich muß ich auch zugleich die Bitte beifügen, sie ganz für sich, abgesehen von andern, von Mustern zu beschauen, und nicht mit denen der beiden lieben Brüder zu vergleichen; denn da ein Familienbrief nichts anders ist, als ein Spiegel des Gemüths dessen, der ihn schrieb, ein jeder aber ein anderes, von verschiedenen anderen Umständen und Lagen angeregtes und verschiedenartiges Gemüth hat: so muß auch ein jeder einen eigenen ganz für sich stehenden und auch als solchen zu betrachtenden Brief schreiben. Ich fühle recht sehr, daß es meinen Briefen vorzüglich an Ordnung und Geschmeidigkeit des Styls fehlt, und hier-

auf, bitte ich sie vor Allen mich aufmerksam zu erhalten."

Das Ende dieses Briefes fehlt. Sands religiöses Gemüth, und das zarte Verhältniß zwischen Mutter und Sohn spricht sich klar und wiederholt darin aus. Sein rechtgläubiges Christenthum hatte neuen Stoff erhalten. Es lebte in ihm, und ward genährt durch das Studium der Schrift, welches er hier unter Leitung des Doktors Mayer und Professor Bertholdt, und im Gespräch mit Freund El—r fleißig betrieb. Daß er aber auch die Lehren Christi nur faßte, um sie durch die That zu bewähren, zeigt unter andern sein Benehmen bei folgendem Vorfall.

Im Febr. starb eine Muhme von ihm in Erlangen und verließ ihre schon vaterlosen Kinder zum Theil noch unerzogen, als elternlose Waisen. Alsbald eilt Sand dahin, und ist der erste, dem es unter den die Verlassenen beklagenden Freunden einfällt und gelingt zu trösten, indem er sich zu helfen entschloß. Zugleich mit der Anmeldung des Todesfalls an seinen Vater legte er mit den beweglichsten Worten ihm die Bitte an's Herz, den jüngsten Sohn zu sich zu nehmen und zu erziehen.

Höchlich erfreut über die Erfüllung seiner Bitte, schreibt er an seine Mutter am 25. Febr.

„— — für die innige Freude, die sie mir durch ihren Brief und durch den lieben Ton, in dem sie mir in die Seele sprachen — gewährten, sage ich ihnen den gebührendsten Dank. — Wie ich hoffen und überzeugt sein konnte, so nahmen sie sich des kleinen Julius, so sehr es auch neue Anstrengungen erheischt, an. Dieß erfüllt mich aufs Neue mit dankbarer Rührung, zumal da ich im überzeugenden Vertrauen auf ihre hülfreiche Menschen-

liebe, dem guten Bäschen, um sie thätig zu trösten, halb und halb so etwas schon eröffnet hatte." —

In der Folge nahm er den kleinen Vetter Julius selbst mit sich nach Hause und überantwortete ihn den Eltern zur Fürsorge und Erziehung.

In Erlangen schloß er sich bald mehreren gleichgesinnten Freunden an und, Gespräche über Sätze des Christenthums waren seine Lieblingsunterhaltungen, auf die er immer zurückkam. Und so ließ er keine Gelegenheit vorüber, wo er sich und andre recht lebendig an die hohe Wohlthat der Offenbarung Gottes durch Christum erinnern konnte. Meist geschah dieß auf eine eigenthümliche Weise. So schreibt er am 17. Febr. „Um 9 Uhr" (Abends) „kamen wir: H—ll—r, T—tz—l, Z—tt—l, A—m, El—r und ich auf Z—tt—ls Zimmer, bei Chokolade und Bier, des großen Dr. M. Luthers Sterbetag und Sterbestunde (am 18. Febr. 1546 frühmorgens zwischen 2 und 3 Uhr) festlich zu begehen und sein Andenken in uns zur wahren Kraft zu beleben. Wir sangen geistl. und weltl. schöne Lieder; Luthers Tod, berichtet an den Churfürsten von Prof. Jonas, aus Seckendorffs Leben Luthers wurde vorgelesen; und endlich zum Beschluß um die Sterbezeit, sangen wir: „Eine feste Burg ist unser Gott," brachten Luther ein rührendes Vivat, und gingen dann gegen 3 Uhr nach Hause."

Bei diesem engeren freundschaftlichen Zusammenleben nahm er fast täglich Gelegenheit, einige Stunden im größeren Kreise der Burschen zuzubringen. Er hatte schon oft Anstoß an den wüsten Biersaufereien genommen und übte deshalb, um sich selbst nicht lästig und verächtlich zu werden, die nüchternste Mäßigkeit fortwährend unter den schwärmenden Burschen. Er nannte dieß: „com-

niersmäßig seyn." Man hatte wegen dieses Betragens größtentheils Achtung vor ihm, da er sich damit andern nicht lästig, sondern, weil er immer vergnügt, freundlich und nachsichtig blieb, beliebt bei jedem machte. Im Stillen faßte er schon um diese Zeit den Plan, auf Erlangens Burschen einen wohlthätigen Einfluß zu üben, und immer mehr schloß er sich an die, welche er als die bessern unter den Wortführern erkannte, an. Durch sein äußeres Erscheinen suchte er in Sinnesverwandten Aufmerksamkeit zu erregen. So erzählt er am 5. März: „Es that mir leid, daß ich nicht mit auf den Commers eingeladen worden war. Am Abend aber erschienen B—r und El—r unter meinem Fenster und luden mich ein. Ich zog meine altdeutsche Kleidung an, und ging mit dankbar freudiger Seele zu diesem Gelag; dort wurde die deutsche Tracht allgemein belobt, in mancher deutschen Seele erweckte sie deutsche Empfindungen. Späterhin war man recht sehr vergnügt bis um 1 Uhr nach Mitternacht. — Das schönste dabei war das Näherwerden mit dem deutschen B—l. Er richtete seine Blicke auf mich und deutschen Gefühles voll eröffnete er mir seine Liebe zur Wissenschaft und seinen Gemeinsinn, auch auf andre und im nächsten Sommer vielleicht auch auf uns gratis etwas von dem Seinigen, von dem, was er in der griechischen Literatur geleistet habe, überfließen zu lassen. — Ohne alles, was Uebelbefinden heißen könnte, (denn ich hielt mich teutonisch sehr mäßig) ging ich nach Hause, sprach noch sehr innig mit H—r, H—l, A—m, und größtentheils, aber in Blicken, mit K—ch."

Schon zwei Tage darauf fand Sand sich mit dem rechten Mann zusammen, von dem er thätigen

Beistand in seinem Plan, das Burschenleben Erlangens zu bessern, mit Herz, Kopf und Hand erwarten konnte. „Ich ging," schreibt er am 7. März, „zuletzt zu U—ch, wo wir denn, mir bleibend merkwürdig, uns mit einander zum allgemeinen deutschen Besten: zu Umänderung und Verbesserung des rohen, egoistisch-baierischen, unerfahrnen Sinnes und Tones unter den hiesigen Studierenden herzlich und kräftig besprachen."

So rückten die Ferien heran, und Sand hatte, seinem redlich geführten Tagebuch zu Folge, Tag für Tag und Woche für Woche Abschluß mit sich gehalten und die Rechnung fiel zu seiner innern Beruhigung sowohl hinsichtlich seines Fleißes, denn er holte in diesem ein versäumtes Vierteljahr nach, als auch seiner Sittlichkeit aus. Trotz einer aus dem Feldzug nachgebliebnen Kränklichkeit hatte sich Geist und Körper zur rüstigsten Thätigkeit erstarkt, und hatte selbst Muth und Lust bekommen, auf seine akademischen Freunde einen wohlthätigen Einfluß zu äußern. Weh that ihm daher ein Vorfall, der damals in Erlangen großes Aufsehen erregte, und deswegen nicht unwichtig ist, weil ganz ähnliche Ereignisse dem Entstehen der Burschenschaften auf andern Universitäten, namentlich in Jena, Halle, Breslau, Würzburg, Heidelberg, vorausgingen, und deutlich das Bedürfniß derselben bewußt und unbewußt verriethen. In jener Zeit, die sich freier und kräftiger als je bewegte, weil das vereinte Volk die Möglichkeit seiner Freiheit gemeinschaftlich zu spüren begann, wo der erste, ja der zweite Freiheitskrieg ausgefochten war, und viele deutsche Burschen heimkehrten aus Krieg und Schlacht mit höhern Lebensansichten und richtigern Begriffen über ihren Beruf erfüllt —

damals bestanden noch auf allen deutschen Hochschulen Landsmannschaften, und zwar in einer Art und Weise, die, wenn Unfleiß, Völlerei und Sittenlosigkeit jemals von nach Wissenschaft strebenden Jünglingen so weit getrieben werden konnten — gewiß Schauder erregen mußten.

Gewöhnlich trennten sich von diesen Landsmannschaften alle, denen die Wissenschaft lieb und des Geldes wenig geworden war; zu ihnen zählte man alle Feige und Unruhige, und gab ihnen den Namen Obscuranten, oder dergleichen bald rohere, bald verächtlichere Namen mehr.

Ein andrer Haufe auf den meisten Hochschulen ward zu jener Zeit von den sogenannten Wilden oder Renoncen gebildet, aus solchen nämlich, die theils von den Landsmannschaften nicht aufgenommen wurden, weil sie ihnen „nicht schienen,“ oder die nicht aufgenommen sein wollten, aber Freunde unter den Landsmannschaftlern hatten, oder die Schutz suchten bei der einen Landsmannschaft vor Anmaaßungen einer andern.

Diese drei verschiednen Haufen, wo in Landsmannschaften und Obscuranten, bei jenen in Aeußerung und Verbrauchung der Kraft; bei diesen in Zurückhaltung und oft in vernachläßigter Uebung derselben, zwei Extreme, ein wenig bedeutendes Mittel aber in den Renoncen erscheint, standen noch 1816, wo Sand Erlangen bezog, auf dieser Hochschule neben einander, und wir sehen ihn zuerst sich in dem Mittel haltend, prüfend, Pläne machend, vorbereitend immer beschäftigt, aber vorsichtig, wo er sein Innres über diesen Punkt enthüllt.

Um die Zeit der herannahenden Osterferien dieses Jahres geschah es, daß ein Haufen jener sogenannten Obscuranten in Erlangen zusammensaß,

in dem Gasthof zum silbernen Horn (?) und sich mehrere von der Anspacher Landsmannschaft einmischten, und ihnen allen ersinnlichen Tort und Dampf anthaten, ja sie zuletzt in ihrem Uebermuth mit Thätlichkeiten reitzten, indem es Ton war zu jener Zeit, zu wähnen, diese Leute haben auf eine anständige Behandlung, wie andre Burschen von ihres Gleichen, gar keinen Anspruch zu machen. So geriethen sie in die größte Noth, und kein Wunder, wenn sie gemißhandelt, ja geprügelt zu Mitteln ihre Zuflucht nahmen, die sonst wohl unter Burschen ehrlos zu machen pflegen.

Sand schreibt auf Veranlassung dieses Vorfalls folgendes am 24. März. „Auf der Universität ist jetzt alles so todt, wegen der Geschichte mit den Obscuranten, die die Anspacher beim Silberhorn niedersaufen wollten und stark beleidigten. Prügelei entstand dabei. Diese zu schwach sich selbst zu helfen, suchten Hülfe bei der Polizei; die Malefikanten erhalten Stadtarrest. Nur der einzige K—st—r von den Franken *) war mit dabei. Traurig, daß unserer Idee, diese schlechten Zustände der Universität so viel als möglich zu verbessern, durch diese Hefe der Universität soviel Schaden gebracht wurde. Aber Gott wird helfen.“

Die Landsmannschaften wurden nämlich durch diese herbeigezogne Einmischung der Behörden nur noch erbitterter gegen diese Obscuranten und es war jetzt nicht zu erwarten, daß sie diesen Obscurantismus durch eine billigere und ehrenhaftere Behandlung und durch Einräumung der allen Burschen

*) Die Landsmannschaft der Franken war damals die geachtetste in Erlangen.

von selbst zuständigen Rechte zu verdrängen suchen würden. Vielmehr ergriffen sie im ächten Landsmannschaftsgeiste die empörendesten Maßregeln gegen diese Unglücklichen, so daß mehrere sich gezwungen sahen, die Universität gänzlich zu verlassen, um sich der Lebensgefahr zu entziehen.

Unter Sands nähere Bekannten gehörte schon damals ein gewisser Dittmar, welcher bald sein innigster Freund ward. Eben so der ehrliche M—ck. Mit Str—l, dem Senior der fränkischen Landsmannschaft, machte er sich um diese Zeit genauer bekannt, wie er sich an alle kräftige, thätige Menschen immer zuerst anschloß, zumal wenn es ihnen, wie es hier anfänglich schien, nicht an Geist und Gemüth fehlte. Hierauf trat er eine Ferienreise zu seinen Eltern an. Seine Kränklichkeit machte eine Badekur nothwendig.

Sands Mutter befand sich um diese Zeit in Redwitz auf dem Kupferhammer. Dahin ritt oder ging er fast täglich nach dem Bade, und vollbrachte in ihrer Gesellschaft die für die Ferien beschlossenen Arbeiten. Wegen dieser machte er sich große Vorwürfe, denn sie wollten oft nicht von Statten gehen, da starke Bewegung, Essen, Trinken und wahrscheinlich auch die Badekur ihn für geistige Beschäftigungen laß machten. So kam es, daß er am 13. April unzufrieden mit sich selbst schreiben mußte: „das Leben ohne einen höhern Zweck ist öde und leer. Dieß war der Fall auch heute bei dem meinigen. Ich aß sehr viele gute Sachen, Backereien, und aß fast beständig ein Wenig; so geschah es denn, daß ich, so oft ich mich über meine Arbeiten machte, nichts zu Stande bringen konnte. Voller Grillen und faden Wesens, ging ich Abends in Gesellschaft und ging auch

so wieder heraus." Und am folgenden Tage Sonntags: „Im Ganzen sehr schlechter Tag, unreligiös, ohne Empfindung. Nichts Herzangreifendes, als der Anfang des Auswendiglernens der Schilderung der Deutschen durch Johannes v. Müller. — Verzeihe mir, Vater, meine Sünden und strafe mich zur Besserung." —

Die Badekur schlug bei alle dem sehr gut an, und glücklich ward der verhaltene Krankheitsstoff durch Dampf- und Schwefelbäder weggeschafft.

Wir schalten hier eine Stelle seines Tagebuches, ein, in welcher sich Sands fromme Kindlichkeit auf zarteste ausspricht. Das Verständniß und die rechte Würdigung eines solchen Gemüthes wird daraus jedem unverdorbnen Menschen leicht werden; für Spötter ist sie freilich nicht; indessen nicht für sie, sondern nur für erstere schreiben wir sie aus.

Den 19. April „Heute war ich recht fleißig auf dem Hammer bei der guten Mutter und auch recht vergnügt. Am Abend ritt ich nach Hause; das Pferdchen, das ich ritt, meines Bruders Füchschen, war recht eifrig, aber stutzig. Seit vorgestern, wo es sehr wild war, und bei Redwitz scheu wurde, war es immer stutzig; es lief ein klein wenig Feuchtigkeit aus der Nase; das Futter schien ihm nicht so sehr wie sonst zu schmecken; ich hatte ihm einige Stücken Zucker, auf welche es sonst so gierig ist, gegeben, und heute ein klein wenig Zimmt; es wieherte sehr oft, aber dennoch will es heute Abends nicht fressen; es fraß seinen Hafer und ein wenig Heu, aber das gute Thier scheint außer seinem etwas verletzten Hufe noch etwas anders in sich zu haben. Würde es rotzig oder sonst krank, so würden die Leute, und selbst die Verwandten die Schuld auf mich schieben, ob

ich es gleich so sehr pflegte und schonte. Ach, Herr, verschone mich, wenn ein solch Unglück von mir entfernt werden kann, und lasse es bald wieder genesen. Aber ich will auch mit deinem Beistande solch drückenden Unfall für unsre Familie ertragen, wenn du, Herr, es mir mit Weisheit auferlegt hast, und es zum Inmichkehren, zu meiner Besserung dienen soll, und wenn es Strafe für meine Sündhaftigkeit sein soll. Vater, in deine Hand befehle ich solches Verhängniß, meine Seele, und mein Leben." Und am 20. April. „Das Pferdchen wurde wieder wohl, Gott half!" —

In dieser gläubigen Frömmigkeit und Reinheit rechnete er jeden Schmerz seines Leibes wie seiner Seele als eine von Gott gesandte Strafe zur Besserung von Sünden in Gedanken, Worten und Werken. Tadle den Glauben, wer es kann, finde, wer da will, religiöse Schwärmerei darin; er wird die Unschuld und Seelenreinheit, wenn er sie jemals selbst gekannt hat, und das hohe Streben nach dem Bewußtsein der Tugend in Sand nicht abzuläugnen im Stande seyn. —

Und — doch wir lassen ihn selbst weiter reden: am 28. April „heute Morgens in einer ziemlich hierzu geschickten Stimmung, auch vorbereitet hiezu dadurch, daß ich auf das Irdische wenig achtete, empfing ich mit meinen theuern Eltern und meiner Schwester Julie, meinem schon lang in mir wohnenden Sehnen gemäß, das heil. Abendmahl durch Hrn. Senior Reuß. Er belebte mich durch mehrere Stellen seiner Rede und mich durchdrang die hohe Wahrheit der Religion. Es ist ein Brod, und also auch eine Gemeinschaft des Leibes und Geistes. — Jesus ging herum und that wohl. — In allen Dingen lebt die ewige Kraft, in dem

einen mehr, in dem andern weniger gesteigert; diese verbindet alle schon an sich durch die ewige Liebe, zu welchem System uns aber nur Christus durch seinen Opfertod erheben konnte. O, welche selige Zeit, die man Gott, und dir, Christe, verlebt! Könnte ich in diesem Augenblicke nicht wirklich mich für edle Zwecke in den Tod geben? Könnte ich in diesem Augenblicke nicht selbst die Schlangen des Naturtriebes und der Trägheit unterjochen? Könnte ich nicht alle Launen in die göttliche Liebe verschmelzen? — Vater, dir ergebe ich mich, daß mich nicht die Flüche des Sagens und Nichthaltens, der leeren Theorie und des Unberücksichtigtlassens des: in der Kraft bestehet das Christenthum! treffen müssen. Deiner Leitung empfehle ich mein Leben!" — „Am Abend sah ich im Harmonietheater, wo das letzte Mal in diesem Winter gespielt wurde, die silberne Hochzeit von Kotzebue aufführen und zwar sehr schön, und ich kam dadurch auf keine bösen Gedanken." Wie zu seiner Rechtfertigung sind diese letzten Worte hinzugefügt.

Mit Anfang des Monats Mai kam er wieder in Erlangen an, und fand dort schon „Freund El—r" und den „deutschen U—ch." Mit ersterm las er in den Erholungsstunden Göthe's Faust, und gerieth zuerst in Staunen über den Wirrwarr und das menschliche Verirren in diesem Werke." Als er aber das Ganze übersah, schrieb er am 4. Mai: „O grausenerregendes Spiel des Teufels im Faust! — Was der Mephistopheles in mir sei, fühlte ich recht schrecklich. Gegen 11 Uhr in der Nacht habe ich dieses Trauerspiel zu Ende gelesen und ich fühlte und sah den Teufel in mir — so daß ich um

12 Uhr unter den jammervollsten Thränen mich furchte! —

Bei dem D. Vogel hörte er in diesem Sommerhalbjahr Dogmatik und Kirchengeschichte, bei dem D. Mayer setzte er seine exegetischen Studien fort, und er sagt selbst, daß er „viel Vertrauen zur wirklichen Bearbeitung dieser Collegien, besonders der ersteren," gehabt habe.

Der „lebhafte U—ch" hatte mehreren Freunden Vorlesungen über die altdeutsche Poesie zu halten versprochen, und Sand nahm daran Theil. Besonders erhoben fühlte er sich durch die Lektüre der Fabeln des treuen deutschen Bonerius, worüber er sich folgendermaßen ausläßt: „O, wie danke ich dir, Höchster, Leiter der Menschheit und auch der einzelnen, selbst der schwachen Menschen, wie ich bin, ich danke dir, daß du mich U—chen in die Hände führtest, der uns mit so hocherfülltem Herzen auf jenen unerschöpflichen Schatz des Genusses unserer urvolksthümlichen Werke eigentlich führte, und uns nun darin einzuweihen sucht."

Bei einem angestrengten Fleiße ließ jedoch Sand in Uebereinstimmung mit mehreren Freunden das Burschenleben in Erlangen fortan nicht mehr aus den Augen. An El—r, in welchem „der Gemeinsinn schon durch andere Verhältnisse mächtig aufgeregt" war, fand er jetzt den kräftigsten Beistand. „Es wurde," schreibt er, „mein bisher oft lebhafter, oft schwankender Vorsatz auf der hiesigen Universität den Geist der Burschenwelt zu dem Geiste jener deutschen Burschen auf andern vaterländischen Hochschulen zu steigern, der die letzte Zeit bloß in dem mit festem Willen angenommenen Principe, meine eigne deutsche Burschenfreiheit bis auf den Tod zu vertheidigen und sie auch von kei-

nem meiner Mitgenossen einschränken zu lassen, noch lebte, wieder kräftig durch El—r dadurch angefeuert, daß er bei der gegenwärtigen, so ganz dazu geschickten Lage der Landsmannschaft der Franken uns, U—ch und mir dazu rathen wolle, uns mit den andern und mit ihm selbst zugleich aufnehmen zu lassen, so daß wir dann kräftig genug seien, das Unkraut dort auszumerzen, und U—ch bis Pfingsten in dem Amte der Alten (Senioren) von Herzen, deutschen Sinnes, deutscher Freiheit voll, mitsprechen könne, und wir also unserm Wirken ein sehr ausgedehntes Ziel geben könnten, woraus uns die schönsten Hoffnungen wieder erblühen müßten. — Morgen will ich mit U. darüber zu Rathe gehen, und es soll dann mit Kraft oder nicht darin gearbeitet werden. — Gott, der du die kleinen Funken unseres menschlichen Willens zu Thaten manchmal zu führen geruhest, nimm unsere mit gutem Willen geschehenen Anordnungen in deine Leitung und deinen Schutz!"

Indessen ging die Sache doch nicht so schnell vor sich. Es fühlte ein jeder, daß es ihm zu diesem neuen Werke noch hie und da an Klarheit fehle, und dieß veranlaßte fast täglich Gespräche und einen lebhaften Austausch der Ideen, die namentlich in Sand so viel Neues anregten, daß er sich vom 18. Mai vornahm: „Von nun an will ich, wie Schillers Raphael von Julius sagt, auch täglich die Resultate meines Philosophirens kurz aufzeichnen."

Wir wollen einige solcher Resultate, die er als „Ideen" jeden Tag niederschreibt, hier ausheben.

Den 28. Mai. „Idee: Erlösung ist eine überaus hohe Aeußerung von Gottes Gnade und Güte, aber eine noch höhere ist die Schöpfung."

Den 31. Mai. „Ideen: Gang der Natur; Menschenkenntniß; Oekonomie. Weltereignisse in Deutschland und Frankreich und, Gott, du machest alle gleich. In deine Hand ergebe ich mich.“

Den 2. Juni. „Ideen: Ueber die Ehe mit H—e, über das Schlechte des Soldatenwesens mit A— gesprochen.“

Den 12. Juni: „Nichts könnte für mich schrecklicher sein, als wenn ich über großen Reichthum zu gebieten hätte! Lasse mich, Vater, im sauern Schweiße meines Angesichts ein dürftiges Stückchen Brod essen! — Schätzen vorzustehen, dazu muß eine große Seele auf dieser Welt berufen werden.“

Den 15. Juni. „Am Abend kam ein Erhabenheit verkündendes Donnerwetter. Ich konnte mich des Schauens nicht sättigen. Vielerlei Ideen lebten frisch in mir auf. Ich fühlte meine durch Erbsünde mir selbst aufgewiegelte Anlage zur Melancholie, erkannte meine Schwärmerei, daß sie bisweilen im schlechten Lichte sich zeige. Das Donnerwetter rief mir aber Gnade und Leitung Gottes in meinen sündhaften Fesseln zu. Endlich kam ich auf den Wunsch auch einmal doch geschickt zu seyn, die von mir selbst so ehrfurchtsvoll betrachteten Oden Klopstocks fühlen und würdigen zu können. Ich suchte sie aus meinen Büchern hervor, und siehe, du, großer Gott, gewährtest mir im Leuchten des Blitzes selbst die hohen Ideen des erhabenen christlichen Dichters in mir schaffen zu können. Ich las, so lange das eigentliche Gewitter anhielt bis um halb zehen Uhr. Zum Studieren meiner Collegienhefte wäre ich zwar aufgelegt gewesen; aber ich überließ mich lieber dem, meine Schwärmerei, dieser Tage wieder so sehr aufgewacht,

schlechten Anstriches, aufs tiefste zu verfolgen mit der Phantasie, um ihrer einmal satt zu werden. Dieß that ich, aber sie führte, in festen Schranken eingezäunt, dießmal zu nichts Entwürdigendem, und die hohe Idee, daß trotz des Spiels der Teufelsanlage in uns, welches Göthe in seinem Tanz der Teufel und Hexen auf dem Brocken im Faust, so trefflich ausmalt, doch du, o Gott der Allgegenwärtige mit unaussprechlicher Vaterhuld unserer, der Sünder, und auch meiner in diesem Zustande annimmst, machte mich ruhiger und ich legte mich schlafen mit dem Wunsche, neben geförderter Arbeit mich recht unter die Menschen, unter die Studentenwelt werfen zu können, um von dieser nagenden melancholischen Seite her nicht zuviel zu leiden, und lustiger und mit Sprachgabe ausgerüstet zu werden. Deine Vaterliebe, o Gott, o Absolutes, ist mir verheißen durch deinen Sohn Jesus, und ich will es werden und bin es — gläubig!" —

Den 15. Abends halb 10 Uhr.

„In dem Dunkel der Nacht
Bei des Blitzes Leuchten und des Donners Krachen
Dachte ich, nach des Klopstocks Weise,
Augenblicke der Ewigkeit.
Und ich hörte von unten der Sünder Stimme,
Und im Kämmerlein meine, des Sünders, Stimme.
Sind dieß Stimmen erlöseter Engel? Ich fragt's—
Da erjauchzte im Donner ein: Ja! —
So laß mich beten, schenke mir
Augenblicke der Ewigkeit!
Laß in des Leibes mächtiger Todtennacht
Mir noch den Strahl Deiner Allgegenwart."

Den 28. Jun. — „Ideen: die Vernunft ist der Schimmer des uns noch zukommenden Göttlichen; dieser fällt auf den Spiegel der Phantasie, und wird als schon verdicket wieder zurückgeworfen

und tritt so in's Gefühl, die beschränkte menschliche Natur über, wo er lebendig in's Leben eintritt, menschlich gestaltet wird, und dem Willen sich brüderlich zuordnet."

Wir kehren nun mit ihm wieder in das Burschenleben zurück.

Den 17. Juni. „So ist es denn mit einem schwächlichen empfindelnden Wesen, wie ich bin. Ich dachte: tritt hinaus in die Welt; wende auf sie die Stunden, die du auf deinem Zimmer verdämmerst. Hieraus wirst du selbst Nutzen ziehen, und zu deinen Studien kommst du mit mehr Kraft und Eifer und gewiß zur Zufriedenheit. — Schmetterling, der du über mein Herz dich Abends um neun Uhr setztest und von da aufflogest, du offenbartest mir die Schöpfung, die für ein höheres — — Also ich meldete mich, feierlich unter die Franken aufgenommen zu werden."

Am 19. Junius. „Heute, am Jahrestage der Schlacht bei Belle Alliance, war ich auf dem Grade des Mittheilens gesteigert. Ich offenbarte meinen Mitbrüdern *), daß ich als Franke **) für deine Zwecke, o himmlischer Vater, hier wirken wolle. Amen!" —

Den 21. Juni. „Ich lebte vergnügt und heiter und sprach mit L—d und Cl—r auf einem herrlichen Spaziergang über die Zwecke, für die wir arbeiten wollen bei unserm Vorhaben, den Geist der hiesigen Universität zu heben. Wir kamen darauf, daß eine unumschränkte Freiheit herrschen, und daß Achtung nur nach dem innern Werthe zugetheilt werden solle."

---

*) Damit meint er hier seine näheren Freunde.
**) Als Mitglied der fränkischen Landsmannschaft.

Unterdessen war Sand in die fränkische Landsmannschaft aufgenommen worden, ein Schritt über dessen Richtigkeit und gute Folgen er bald mit seinen Freunden in gerechte Zweifel gerieth. Es scheint, daß die zuvorkommende Begegnung mehrerer Mitglieder dieser Verbindung, besonders des Seniors, ihm einen guten Erfolg davon versprochen habe. Sand scheint die Grundsätze landsmannschaftlicher Verbindungen nicht gekannt, und nicht geglaubt zu haben, daß auch für die heiligsten Versprechen aus solchen Verbindungen keine Bürgschaft geleistet werde, indem Grundlage und Zweck derselben nicht in der Sittlichkeit, sondern in Selbst- und Herrschsucht, in Eitelkeit und Sinnlichkeit zusammenfällt.

Anfangs ging daher auch hier alles recht gut, und selbst der Senior St—l billigte Sands Vorschläge zur Verbesserung des Erlanger Burschenlebens; ja, als einmal eine grobe Ungerechtigkeit von einigen Mitgliedern der fränkischen Landsmannschaft gegen einen sogenannten Wilden ausgeübt wurde, stellte sich der Senior ganz entrüstet, und beredete sich mit Sand, diese Verbindung entweder umzuschaffen, oder wenn dieß nicht möglich sei, aus derselben auszutreten. Allein beides geschah nicht. U—ch ließ sich ebenfalls in diese Verbindung aufnehmen.

Um diese Zeit aber, wo sich die Landsmannschaft neue Chargirte (Beamtete) wählte, zeigte sich deutlich, daß alle Versprechungen St—ls, die Landsmannschaft auf einen burschenschaftlichen Fuß zu setzen, nur leere Worte gewesen seien, um jene beiden zu dem Eintritt in die Landsmannschaft zu bewegen. Sand widersetzte sich zwar, entrüstet über St—ls Treulosigkeit, diesen Wahlen; allein ohne

Erfolg. Die bisherigen Chargirten blieben, wie sie voraussehen konnten, auf ihren Plätzen, und ihre Eitelkeit ließ eine Veränderung der Dinge nicht zu.

Sand schreibt am 13. Juli. „Ich stand früh auf und dankte Gott für den mit schönen Sternen gezierten Horizont auf den Knieen! Ich ahndete nicht, daß nach einigen Stunden eine erschreckliche Schwefelwolke sich herüber ziehen werde. Um zehn Uhr hielt die Frankonia Convent (Versammlung). U—ch kam (zur Aufnahme) in Vorschlag. Allgemeiner Beifall. Gleich darauf wurde, so sehr ich mich widersetzte, die beabsichtigte Wahl durchgesetzt. Als die Senioren gewählt waren, widersetzte ich mich abermals der Wahl des Secretairs. Allein auch diese Wahl ward durchgesetzt, und so machte sich schlangenartig die Falschheit ganz unvermerkt auf, um die schönen Träume über den Haufen zu werfen, die ich von der Umschaffung der Frankonia gehabt hatte. — Ich legte St—l seine Falschheit und Kabale an's Gewissen und rief ihn vor Gottes Gericht. Ich dachte nun, U—ch werde wieder abtreten, aber er ließ sich doch aufnehmen. Ruhe für mich ließ mir Gott; doch eine Zerstörung der schönsten Träume wirket tief auf ein Herz. — Gott! leite, lenke! und es wird wieder Wonne kommen! — Abends ging ich mit U—ch auf den Ball. Wir wurden von allen freundlich behandelt. Aber endlich überwältigte U—ch der Gram, es entstürzte ihm eine bittere Thräne. St—l fragte mich, warum U—ch so sehr aufgebracht sei. — Darauf entfernte ich mich mit U—ch aus dem Saal. Ich: Ich bin jetzt, nachdem ich die Sache in meinem Tagebuche niedergeschrieben und Gott heimgestellt habe, wieder ganz ruhig, und ich triumphire über das Gärnlein, das sich hervorthunwollende Knaben

um Löwen schlugen und uns darin gefangen und gefesselt zu haben glaubten. — U.: „Aber gegen mich wüthet der Gram, daß ich in die Rotte von Teufeln gerathen bin und von nun an als ihnen beigegeben betrachtet werde. Laß mich wüthen gegen diese Frankonia, kämpfen und sie würgen! Ha! man wird den Bannstrahl gegen mich richten und dann auch gute Nacht Erlanger Burschenwelt. — Ja, selbst die Tiefen des Lasters könnte ich jetzt ergründen!" — Ich: es durchströmt mich wiederum das selige Gefühl, daß mich doch eine Seele auf diesem Erdenrunde in meinem Thun und Wesen erkennt. Handle nicht jenem Höheren zuwider, daß du selbst nur ruhig sein kannst. Aber ich sage, nach der Macht strebende gleißnerische Knaben gedachten die Kraft in eine Flasche zu zwängen, und einen Pfropf darauf zu stecken; aber mächtig rührte sich der Geist, leicht wirft er den Pfropf weg, aber zersprengt auch die festere Flasche. — U—ch: „Lasse uns wieder hingehen, siebenmal uns reiben an andern und dann mächtigen das Sprühen in Pendelschwingungen nach der Musik." — Ich: „Und so lebt ja hoch über Zeit und Raum unendlich der höchste Gedanke, und dieser beßre's!— — So sprach die mächtige Seele und wir begaben uns in den Saal zurück. Nie fühlte ich noch jene in mir wohnende Kraft so sehr als jetzt. Jeder Nerv war heute ein Held." — — Sand setzte noch diesen Abend, auf St—l's Stube, wo er diese Nacht blieb, U—s Charakter gegen mehrere in's gehörige Licht, indem er ihnen sagte, daß dieser nicht böse sei, sondern sich nur nicht unterdrücken lassen wolle, und daß sie geglaubt hätten, man würde einen deutschen burschenschaftlichen Vorstand, und keine Senioren durch Kabale

wählen u. s. w. „Frei haben wir uns gefühlt, und jene hohe Liebe hätte gewiß bald alles durchdrungen, aber die schönsten Träume sind nun ganz zerknickt. — Ich mußte hören von Selbsterschießen, vom Entstehen entsetzlicher Duelle, von Gram, der das Leben abfrißt, und ich war noch nie so ruhig, so selig. Ich wünschte gute Nacht, und schlief in meinem Gotte selig. Wer weiß, welche verklärte Geister sich unterdessen, als meine Seele so ruhig schlief, mit meinem Geiste, der heute so mächtig eingriff in das Leben, beschäftigten und in welche Seligkeit sie ihn einstweilen führten! Amen!"

„Kaum war ich aufgestanden am 14. Julius, so sah ich wieder, die sich gestern schon krümmende Liebe dennoch hervorragen; aber ich sagte, ein offenbarliches Herz, das auch nur einmal von Tücken hintergangen ist, kann zum Wüthrig werden. Leite es Gott, wie er will! Das Alte kehrt nimmer wieder! — Die Frankonia soll übrigens nie zerstört werden; Rache ziemt dem Edlen nicht; aber wir beide werden scheiden, so wie wir gekommen sind. — Ich las am Nachmittag U—ch dieses Gespräch mit St—l vor und er billigte alles. Innig und laut betend zu Gott, schlossen wir das Schutz- und Trutzbündniß für die gute Sache."—

Unterdessen entwickelte sich unter Sands und U—chs Freunden die Sache täglich weiter. Man trug endlich U—ch auf, seine Ansichten darüber niederzuschreiben, der es jedoch nicht zu Stande brachte, und überhaupt hin und wieder die Mühe scheute, welche „die Verdeutschung des Erlanger Burschengeistes" erforderte. Sand „sah, daß mit ihm nicht viel anzufangen sei und gedachte nun allein fortzuwirken." In allen Landsmannschaften hatte er sich bald Anhänger geworben, und in den

Conventen derselben ward heftig über die gute Sache gestritten. Auf einem Berge kamen die Freunde zusammen und besprachen sich über ihr Wirken, und tauschten ihre Ansichten aus. Sand nennt die Spatziergänge dahin Rüklyzüge, und den Zusammenkunftsort selbst das Rükly.

Neue Anmaßungen der Landsmannschaften und Unterdrückungen anderer veranlaßten endlich Sand und U—ch am 16. August aus der Frankonia auszutreten, indem sie sich vor der ganzen Versammlung erklärten, daß sie das größte Mißfallen an der Landsmannschaftlichkeit und ihrem ungerechten Comment (Burschenbrauch) hätten. Mit Betrübniß wurden sie von allen, jedoch nicht ohne Vorwürfe von einzelnen entlassen, und schon zwei Tage darauf sehen wir sie mit ihren „für die Begründung deutscher Burschenschaft verbündeten Freunden, an dem sogenannten Rükly hinter dem altstädter Berge arbeiten," um diesen Platz zu einem bequemen Versammlungsort im Freien einzurichten; von den Landsmannschaften aber Abgeordnete senden, welche sich bei U—ch nach ihren Absichten erkundigen sollten. Dieser sprach tüchtig mit ihnen und machte auch einen derselben der Sache geneigt. Am Abend kam dieser zu U—ch zurück, kündigt U—ch, Sand, B—g, B—l, Cl—r, A—m an, daß die Landsmannschaften sie, die genannten, wegen ihrer dem bestehenden, altherkömmlichen Burschenleben gefährlichen Absichten mit Verruf (Bann) belege, plaudert dann auch mit ihnen bis tief in die Nacht hinein, und nimmt darauf herzlichen Abschied. Am andern Morgen verlangten H—l, G—r, W—r und bald noch mehrere andere von den Landsmannschaften ausdrücklich, sie ebenfalls mit Verruf zu belegen.

Inniger als je lebten jetzt diese Freunde zusammen. Der rührige Sand ward zum Bauvoigt auf dem Rükly erwählt, und nun ward eifrig an der Vollendung dieses Platzes gearbeitet. Man schleppte große Steine herbei, diese wurden ordentlich behauen und zusammengesetzt, Sitze erbaut, der Platz geebnet und gereinigt, und als sich das Werk seiner Vollendung nahete, ordnete Sand ein kleines Fest an, wozu er selbst eine Rede ausarbeitete. Allein es hatte sich ein Zwist zwischen den Freunden erhoben, die sich in ihre neue Lage und ihre Abgeschiedenheit von den übrigen Burschen nicht recht zu finden wußten, oder doch an dieselbe noch nicht gewöhnt waren, ungeachtet noch M—ck, Z—r, B—n zu ihnen getreten waren.

Sand schreibt darüber am 27. August: „Am Nachmittage war überall wieder Zwist zu schauen und zwar über das Einweihungsfest, das heute auf dem Rükly mit Punsch gefeiert werden sollte. Alles entzweite sich augenscheinlich, und das Fest schien nicht zu Stande zu kommen. B—l und ich beschlossen aber mit einander fest, heute Abends um 7 Uhr hinaufzugehen; es kamen nun noch mehrere hinzu und wir brachen mit Licht, ich mit meiner Rede, und A—m mit seinem Pokal, auf. Von L—r lief ich zurück um H—l zu holen. Wir eilten nach. Als wir zur Windmühle kamen, zu unserm alten Wirthe, so waren schon alle die andern wieder in Uneinigkeit, und A—m, der gesprengt ward von U—ch, ging eben wieder zurück nach Erlangen. So überfiel mich nun der höchste Grad von Kummer. Wo aber die Angst am höchsten ist, bist du, o Gnädiger uns am nächsten. Und so auch hier. B—l und ich waren fest entschlossen hinaufzugehen; U. und die andern (Cl—r war mit

A—m weggegangen), kamen einzelnweise nach. Wir zündeten oben, als es schon finster wurde, die vier mitgenommenen Lichter an, um unser Bier in Ruhe und sanftem Kummer zu trinken. Endlich kamen G—r, Cl—r und Z—r mit Fackeln, und hierauf M—ck und B—g. Nun wurde schon lebhafter gesprochen. Ich trat endlich vorn auf und las, weil ich sie durch den Aerger, durch das heutige Versinken und durch die heftige Anstrengung am Abend verlernt hatte, meine Rede vor, legte dem Platze den Namen Rütly feierlich bei, mein Bauvoigtamt nieder, und ermunterte zur Eintracht und zur Erbauung des größern Werks einer festen Verfassung. Alles war nun schön gestimmt; ich gab nun B—ls schönes Einweihungslied herum und nun zeigte sich allenthalben der schönste Einklang; die einen sagten: wenn wir nur gewußt hätten, daß ihr so etwas vorhabt, dann hätte wohl ein Punsch gemacht werden müssen; die andern sagten: und wir wären auch zum Bier mit froher Stimmung gekommen. Niemand von uns fehlte noch als der frohe A—m. Da erbot sich U—ch, ihn zu holen; und wirklich, als er von S—nl begleitet wurde, wo B—n mit ihnen nach Hause ging, brachten beide jenen, und zugleich Lichter und sechs Krüge Wein, ächten Eilfer aus Frankenland. Nun hatten auch wir, Z—r, G—r und ich Holz und mehrere Krüge Bier geholt, und nun wurde das lustige Leben, nachdem das Feuer in der Mitte loderte, und H—l und M—ck B—ls Lied schon eingeübt hatten, durch Absingung dieses feierlichen Gesanges begonnen. Wir sangen die besten deutschen Lieder: Auf! singet und trinket ꝛc. der Bursch von ächtem Schrot und Korn ꝛc. u. a. und tranken dazu aus

A—ms Birkenmaier *) kräftiglich Bier. Dann gings, als nochmals Holz und Bier herbeigeschafft und leztres geleert war, und das Herumziehen mit Fackeln uns alle ergözt hatte, zum Weine, und unter Absingen des trefflichen Claudiussischen Liedes wurde der Becher mit Eichenlaub bekränzt und zweimal von jedem im Freudentaumel geleert. — Ja, hohes Entzücken war es, da der Mond und die Sterne durch die Eichen und Fichten auf unser Feuer und unsere Runde herabschaute. Es wurde unter Liedern um das Feuer getanzt, bis alles vor Tagesanbruch ermattet und zu sehr aufgereizt und beseelt sich in verschiedene durch Beschränkung, durch den schwachen Körper herbeigeführte Bedürfnisse entstandene Gruppen auf die Bänke und umliegenden Pläze zertheilte. Ich weiß, Gott Lob! selbst nichts rechtes mehr von diesen Zuständen. Es graute der Tag und M—ck, B—g und Cl—r schafften uns herunter auf die Windmühle, um fünf Uhr Morgens kehrten wir schläfrig nach Erlangen zurück.“ —

Dieses ist der Hergang eines freundschaftlichen Festes, wovon boshafte Menschen Anlaß genommen haben, diese Freunde als Mondnachtsschwärmer, ja, als Anbeter des Mondes, und dergleichen auszuschreien und sie als Verrückte in Erlangen und selbst auf fremden Universitäten zu bezeichnen. Der Gegensaz der Sittlichkeit und Unsittlichkeit ist jedem Dritten, welcher beide Partheien in dieser Zeit beobachtet hat zu sehr in die

*) Ein aus Birkenholz, an welchem Rinde und Moos gelassen werden, verfertigter Pokal mit einem Fuße; in Jena unter den Burschen ein sehr übliches Trinkgefäß.

Augen gefallen, als daß er denen, welche an ihrer bessern Ueberzeugung festhielten, nur den geringsten Vorwurf der Ueberspannung hätte machen können. Denn gewiß war es nicht Ueberspannung wenn es Sand und dessen Freunde empörte, als die Landsmannschaften einen Gastwirth mit Verruf belegten, welcher sich an einem gewissen adelichen Landsmannschaftsmitgliede deshalb vergriffen hatte, weil dieses gotteslästerliche Reden der schauderhaftesten Art ausgestoßen, und diese sogar, als der Wirth ihn gebeten, sich doch wenigstens in Gegenwart seiner Kinder zu mäßigen, mehrmals wiederholt und wo möglich die frühern immer durch die folgenden überboten hatte. Der Wirth gerieth endlich in Verzweiflung; rief: und wenn ich betteln, und nie einen Gast mehr bei mir sehen sollte — ich kann nicht anders! damit faßte er den Gotteslästerer bei der Brust, und warf ihn, unterstützt von einigen andern Gästen, sammt seinen Helfershelfern zur Thür hinaus. Dieses Beispiel zeigt zugleich, wie leicht diese Menschen von jenen überspannt genannt werden konnten, indem ihnen Handlungen Abscheu einflößten, die den Landsmannschaftlern ganz in der Ordnung zu sein schienen. —

Schon am andern Tage nach jenem nächtlichen Feste schritten die Freunde zur Ausführung ihres Plans, indem sie aus ihrer Mitte einen Ausschuß, und unter diesen Sand erwählten, welcher „Ideen zur Verfassung der künftigen Burschenschaft niederschreiben sollte." Vor allen ward in das alltägliche Leben eingegriffen und Einrichtungen getroffen, die unseligen, alle Geselligkeit störenden Biersaufereien zu verbannen, in denen sich zu jener Zeit Erlangen vor allen Universitäten auszeichnete. Auf diese Weise trafen die Freunde noch mehrere An-

stalten, um das gesellige Leben unter sich so einzurichten, daß es als Musterbild für andre Burschen gelten könne. Es näherten sich ihnen auch bald mehrere, und die Gesellschaft hatte Hoffnung im nächsten Halbjahr sich bedeutend erweitert zu sehen.

Sand reiste in den Ferien zu seinen Eltern. In seinen Tagebüchern finden wir, bis dahin noch einige Stellen, welche hier ausgehoben zu werden verdienen. Im Ganzen ist aber während der Zeit dieser Stürme, wo ihn das äußere Leben zu sehr beschäftiget, der Inhalt seines Tagebuchs mehr historischer Natur; und obgleich keine Schlaffheit im Innern daraus hervorgeht, so scheint seine Thätigkeit für die eine Idee doch zu sehr in Anspruch genommen worden zu sein, als daß sein Geist Zeit gehabt hätte, für sich auch nach andern Richtungen hin sehr thätig zu seyn.

Am 7. August. „Herrliche Begeisterung, religiöses Erheben zu dir, o großes Wesen; durch den Mondschein in die schönste religiöse Schwärmerei übergegangen. Bis um zwölf Uhr schwärmte ich und konnte nicht müde werden; dann schrieb ich noch im Mondschein folgendes als Resultat der Schwärmerei: „dem Sündhaften die einzige Gabe des Trostes — Vernichtung, und dem neblichen Zweifler nicht Gabe des Trostes, sondern neues Geschenk — Vergebung! Ein unendlicher Gedanke.“ —

Den 23. September. „Ich betete, daß mir Gott auch möge Unterstützung von Hause kommen lassen, und siehe, es brachte mir der Postträger einen Brief von der theuern Luise, *) herrlichen

---

*) Braut seines Bruders Fritz.

Gemüthes, welchem 7 Dukaten, die die theure Schwester Caroline einstweilen vorschoß, beigepackt waren."

Den 14. September. „Heute früh ging ich gleich wieder an meine Undine, und las sie hinaus. O! welch mir aus der Seele geschriebenes Dichterwerk, deutscher Ritter Fouqué! Schön läßt du das Frauengeschlecht aus der Wasserfluth hervorgehen. Wahrheit ist es: einzig nur Liebe gebiert das Leben, die Seelen. So schön fand ich noch kein reindeutsches, christliches Kunstwerk, und ich muß es in der Erhebung, die es in mir bewirkte, zum Don Carlos ꝛc. rechnen." —

Den 4. October in Wunsiedel. „Wäre nicht ein fester unerschütterlicher Wille und eine unendliche Liebe über der Zeit und dem Raum erhaben, ach, wie vermöchten wir armen Menschen nur den geringsten Theil der Lebenszeit zu verleben, ohne von der höchsten Seelenangst umhergescheucht zu werden! In Gott legte ich mich schlafen, um mit dieser Nacht das 21. Jahr meines Lebens zu endigen und so der Heimath wieder um eine jahrlange Reihe mit manchen trüben und schweren, aber auch sehr feierlichen und gottergebenen Stunden näher zu sein beim frohen Erwachen."

An seine von Wunsiedel abwesende Mutter schrieb er am 5. October 1816: „Theuerste Mutter! — Die heiligen Gott preisenden Gefühle, die mich heute so ganz durchdringen, indem ich nach einer wichtigen Epoche meines und Deutschlands Lebens wieder den ersten, nun meinen ein und zwanzigsten Geburtstag feiere, wünschte ich wohl, vor allen ihnen kund geben zu können; aber ich vermag es ohnehin nur selten, meine Gefühle mitzutheilen, geschweige denn erst meine heutige feier-

lich erhobene Stimmung. Daher bedarf ich wiederum jenes allvermittelnden hohen Wesens, das allein im Stande ist, uns, wenn wir unser Vertrauen auf ihn, den Höchsten, richten, in trüben unruhigen Stunden, jene Ruhe und Festigkeit der Seele zu verschaffen, deren wir, auf uns oder andere schauend, immer ermangeln müßten. Dieser hoch über der Zeit und dem Raume Schwebende muß auch mich des schweren Geschäftes überheben, der theuren Mutter die Ideen und Phantasieen, die mich heute, an dem Tage, den ich vor einem Jahre unter dürftigen Umständen, nachdem die Heerschau gehalten war, auf dem Marsche rückwärts aus dem besiegten Frankreich, aber auch nicht ohne Begeisterung feierte, beleben, diese Ideen in Bezug auf Gott, Vaterland und einen theuren Familienkreis gegen sie auszusprechen. Sie, theure Mutter, die selbst diese Ideen in mir weckte, versetzen sie sich gütigst in meine heutige Stimmung, und glauben sie so auch, daß ich innig alle die Wohlthaten erkenne, für die ich ihnen auf ewig so sehr verpflichtet bin. — —"

Zum 18. October zündete er mit einigen Freunden auf dem Schneeberg ein Siegsfeuer an. Es findet sich von diesem Tage ein Brieschen, das er von Vordorf, am Fuß dieses Berges, an seine Mutter schrieb, und der zarten kindlichen Sinnesart wegen, die sich darin ausspricht, hier stehen mag.

„Zur ernsten Feier gestimmt, befinden wir uns nun am Fuße des geisterreichen Urgebirgs und vermissen leider die gottbegeisterte Predigt: „Nun danket alle Gott!" von Dräseke, die in meiner Schreibtafel auf ihrem Schreibschranke liegt. Auch finde ich in meinem Geldbeutelchen nicht mehr denn 1 Fl. 24 Kr. und möchte nicht gern in die Verlegen=

heit kommen, borgen zu müssen. Ich brauche nicht viel. — — Sein sie nachsichtig und verzeihen sie, daß ich heute Morgens in der Eile mürrisch war; es war ja nicht in gemeinen Geschäften und kam aus der Liebe zu jenem Höheren. Sein sie alle, wie ich sie herzlich grüße, ohne Sorgen wegen uns, denn wir sind ja heute Gott nur um so näher und er wird es auch uns seyn."

Mit dem Anfange des Novembers traf Sand in Erlangen wieder ein, allein in einer sehr trüben Stimmung, deren Grund wahrscheinlich in traurigen, die Heiterkeit des Familienlebens störenden Ereignissen zu suchen sein mag. In dieser trüben Stimmung schreibt er den 9. November an seine Mutter: „Theuerste Mutter! In Gefühlen schied ich von ihnen — wirklich man begreift nicht, wo der Allgütige mit einem hinaus will; man versinkt dann immer in sanfte Schwermuth, die aber nicht eine Tochter jener verderblichen Trägheit ist, die in uns vielmehr einen Aufschwung zum Höheren veranlaßt. Es ist eine selig zu preisende Geistestraurigkeit, in der wir so tief in Gottes Schöpfungen und Schickungen schauen, uns selbst unser Ziel des Strebens, das wir in solchen Stunden vollkommener aufzufassen vermögen, weiter hinaussetzen, als es vorher in den Stunden des Gleichgültigkeitssinnes stand, und uns zur Erreichung dieses bessern Ideales mit Seelen, die wir eben auch jetzt nur recht zu schätzen vermögen, verbinden. Es ist diese Geisteswehmuth nicht ein mürrisches, sündiges Trauern; nein, es ist vielmehr Freude und Entzückung des Geistes, die über den Körper Herr wird, weil er sie nicht auszuhalten vermag; es ist jener Akt des einzig wahren Genusses. Und wenn wir uns denn in jenem Zustande befinden, so stehen

wir nicht still, sondern wir nehmen vielmehr zu an Seelenheil, das ist, gewinnen an Kräften, die ewig bleiben. Sie, theure Mutter, wurden freilich mannigfaltig durch Leiden und Prüfungen schon in diese heilige, gottergebene Stimmung versezt, und ihre Körperkraft mag wohl hiedurch schon sehr gelitten haben, aber lassen sie uns nicht fürchten, recht häufig in Stimmungen versezt zu werden, die, wenn sie gleich den Leib zu tödten vermögen, doch die Seele erheben. Ja, wahrhaft selig ist das Gemüth, welches sich recht häufig so zu Gott zu kehren und zu beten vermag."

„In solchen Stimmungen brachte ich die lezten Tage bei ihnen zu und so schied ich auch von ihnen und den Guten allen. — — —"

Am 12. November. „Ich besuchte fleißig die Collegia beim D. Kayser über Synopsis und einige Zufriedenheit und Seelenruhe kehrte in mich zurück. Aber immer noch verspüre ich die Krankheit, die ich nicht recht schildern kann. Es ist ein Zittern und Zagen in Jammer, zwar mit Gebete zum gnädigen Lenker aller Verhältnisse des Lebens, man schaut in sich und in die Leitungen Gottes, aber immer ist der Unmuth vorherrschend. Es ist ein gottergebnes Vertrauen und doch wieder Zagen bis zum Vergehen. Ich fand zwar und finde tagtäglich eine Menge Schulden an mir, aber eine, die dieses unmittelbar nach sich gezogen hätte, dieses Vorausschauen in nichts als Unglück, könnte ich nicht finden. Freilich ist jenes Weinen der guten Mutter, das ich im vermeinten Rechthandeln nicht achten konnte, eine große Schuld; auch die leichtsinnige Verfahrungsart gegen den redlichen Vater ist Schuld, auf die mich der gute El—r mit Recht aufmerksam machte — ja, und gar manches könnte

ich noch aufzählen; aber woraus dieser Seelenschmerz und Wehmuth, der auch nicht aufhört, wenn man ihn von der Mutter Erde wegzuhaben sucht und himmelwärts hebt, sondern den blos die Zeit und der Schlaf abstumpfen und heilen kann, woraus dieser unmittelbar und natürlich herfließen sollte, konnte ich nicht leicht finden." — —

Es währte damals eine geraume Zeit, ehe sich diese trübe Gemüthsstimmung, die er zuletzt „Seelenheimweh" nennt, verlor. Eine körperlich und geistig gleichtüchtige Lebensweise brachten endlich alles wieder ins rechte Gleis.

Mit neuer Thätigkeit arbeitete Sand jetzt mit seinen Freunden an der Verfassungsurkunde der Burschenschaft, und glücklich ward dieses Werk mit thätiger Unterstützung von jenaischen und hallischen Burschen zu Stande gebracht. Auch hatte das Häuflein wieder einen bedeutenden Zuwachs erhalten, so daß es jetzt schon über zwanzig Mann zählte. Zwischen den Landsmannschaften und dieser neuen Burschenschaft gab es fast täglich Reibungen. Jene suchten diese aus allen öffentlichen Gesellschaften zu verdrängen und sie lächerlich zu machen. Nicht zufrieden damit, daß sie diesen Kreis von Freunden aus aller Gemeinschaft der Landsmannschaften ausgeschlossen, und aller Rechte derselben verlustig erklärt hatten, hefteten sie auch an den Straßenecken Pasquille und Schmähungen gegen dieselben an. Ganz vergnügt nahm Sand dieselben herab, stellte sich mit mehrern Freunden an sehr besuchte Orte, und las sie laut und lachend vor. Allein durch dieses feste Benehmen reitzten sie die Landsmannschaften zu noch gröblichern Ausfällen, und es fielen sogar thätliche Beleidigungen und Mißhandlungen vor; aber auch hier benahm sich dieser kleine Haufe

besonnen und männlich, und es konnte nicht fehlen, daß ihnen alles dieses die Achtung aller übrigen Burschen, wenn auch nur im Stillen, zu Wege bringen mußte.

Sand steht in diesen verwickelten Verhältnissen immer mit einer musterhaften Besonnenheit und Bescheidenheit da. Fast täglich bittet er seinen Gott, ihm dieses christliche Gemüth zu erhalten und seinen Feinden ihre großen Sünden zu vergeben. Zu gleicher Zeit übte er an einem Freunde nach seinen Kräften eine wirklich großmüthige Freigebigkeit aus, wobei er jedoch immer mit der größten Demuth vor Gott erscheint, ihm für die Freude dankt, die er ihm dadurch gewähre, daß er ihn in den Stand gesetzt habe, andern wohlzuthun, und zugleich bittet, „daß er ihm Kraft verleihen möge, der Tugenden der Enthaltsamkeit und der Aufopferung immer mehr theilhaftig zu werden.“ Einen großen Einfluß scheinen in dieser Beziehung auf ihn die Predigten des D. Kayser in Erlangen gehabt zu haben, von denen er besonders eine am 15. December 1816 über die Tugend der Selbstbeherrschung in seinem Tagebuche auszeichnet. Ueberhaupt mag er diesem Mann einen großen Theil seiner zunehmenden klarern Ansichten in der Theologie und Religion zu verdanken haben; denn er sagt fast jeden Tag, daß er mit Fleiß und Liebe bei diesem Lehrer gehört habe.

Wahrhaft kindlich erscheint sein Charakter besonders da, wo sich Zwistigkeiten zwischen seinen Freunden oder mit ihm selbst eingestellt hatten. Nie mißlang es ihm Frieden zu stiften, und nie fehlte von seiner Seite eine demüthige Abbitte, wo er zu einem Zwiste Veranlassung gegeben, oder sich

durch Beleidigungen andrer von Leidenschaftlichkeit hatte hinreißen lassen.

Vom 21. December findet sich folgende merkwürdige Stelle in seinem Tagebuche. „Heute Morgens gingen wir — — nach Nürnberg. — — Ich wurde von Naumann und seiner Frau aufgenommen. Er führte uns zu dem merkwürdigen Mann, dem gelehrten Beckermeister Burger, und daselbst lernten wir den D. Seebeck kennen. Auch gingen wir, von Burger geführt, insgesammt in Müllers Kneipe, und dahin wurde Professor Kanne geholt. Wir lernten ihn, indem er von allerhand pietistischen Gegenständen und auch von seiner Lebensbeschreibung Gichtels (?) sprach, kennen. Näher lernte ich aus diesem sehr gebildeten Kreise auch den Stahlstecher Dallinger, einen sehr geistreichen Mann, kennen und wir waren vergnügt in schönen Gesprächen. Dann führte mich aber Naumann zu seinem Oheim, dem Erzpietisten K—g. Dieser gutmeinende Mann hätte gern gehabt, daß ich einen pietistischen Klubb in Erlangen bilden sollte, unter Beisitz des Herrn H—n; allein ich gab demselben auf sein Gerede gleich zu verstehen, daß hieraus nichts werden würde. Ich legte bei ihm, und auf dem Nachhauseweg Freund Naumann mein Glaubensbekenntniß, als ein freier, auf sich selbst bestehender, deutscher Protestant ab. Zu Hause wurde gesungen und gebetet." —

Am Schluß dieses Jahres hält er endlich folgender Gestalt über sich Gericht: „Hier stehe ich am Ende dieses Jahres, und wenn es mir im Taumel des Lebens einmal gelingt, auf mich zu schauen und in mein Innres zu dringen, so muß ich fühlen, wie schlecht ich bin und wie schwach; aber ich bin selbst dazu zu unaufmerksam und heuchle

mir oft selber vor, ich sei gut und meine es wenigstens gut und kräftig, und ein andermal bilde ich mir wieder dasselbe ein, wenn ich gleich äußerlich oder auch vor dir, ewiger Weltenrichter, bekenne, ich sei ein schwaches Geschöpf. Und zu mir selber komme ich, wenn ich gleich immer an andere herumtadle, und überall in die Händel der Welt meine Hand mische, zu mir selber komme ich nur sehr selten und nie recht, und stehe doch dabei im Wahne, ich bete mehr als ein andrer. An Kenntnissen, vorzüglich an scharfer Einsicht und bestimmtem Wissen, fehlt es mir sehr; ich bin häufig ein Klatschweib, anstatt ich bündig und kurz vieles darstellen sollte. Die Vernunft und das Gemüth sind noch die einzigen Gaben, die ich gehörig bildete; aber ich schwimme immer mehr im Allgemeinen, als recht ist, und wenn ich denke, so bin ich oft zu schwach, gleich durch und durch zu dringen, und bleibe, anstatt mir diese Mühe zu geben, oftmals blos bei dem hängen, was sich mir zuerst aufdrängt, und was mir schön dünkt; so ist es häufig in schriftlichen Sachen. Meine Willenskraft ist sehr geringe, der Wille, wenn er gleich nicht der beste ist, so ist er doch auch nicht einmal fest und stark; ich lasse mich mehr von außen treiben, als daß ich mich selbst treibe. Vieles nahm ich mir auch dieses Jahr vor, und nur der allergeringste Theil, und oft selbst der ohne Willensstärke wurde ausgeführt. Ich kann nicht sagen, ich will es, und deßhalb thue ich es. Selbst bei diesen letzten Verhältnissen, die wir bewirkten, selbst im bürgerlichen Zusammenleben und im Umgang mit Freunden, und im Drohen und in der Beschützung gegen Feinde kann ich nicht einmal von Willensstärke etwas sagen. In meinem häuslichen Verhältnisse,

im Arbeiten, bin ich unter aller Würde schwach gewesen. Dagegen ist meine Einbildungskraft und Phantasie stark für das Fleischliche, und ich kann mich ihrer gar nicht leicht erwehren, und vermochte nicht, sie auf jenes Heilige, Ewige, hinzurichten." —

Zur deutlichern Darstellung seiner Verhältnisse in Erlangen gehört noch ein Brief an seinen Vater vom 24. December 1816. „Theuerster Vater! Am Schlusse dieses Jahres muß ich sie nun wieder gehorsamst bitten, ihre Liebe zu mir nicht absterben zu lassen. „— — — — — — — —
— — — — — — — — —"

„Ich lebte, so lange ich wieder hier bin, meinen Wissenschaften, und verlebte schon wieder eine recht selige Zeit. Ich habe auch mehrere Collegien angenommen, die mich sehr freuen. Herrn D. Kayser höre ich zum ersten Male, und seine Vorlesungen über die Evangelien gefallen mir sehr wohl, ja, ich setze sie vor alle übrigen. Auch die Kirchengeschichte, an der Herr Kirchenrath Vogel vier Semester lang liest, ist ein wunderbares Gebäude von merkwürdigen Begebenheiten, von fanatischen Regungen des menschlichen Geistes und die Leitungen und Wege der gütigen Vorsehung fallen uns nirgends so sehr auf, und sprechen nirgends so sehr an uns, als in diesem Buche der Christenheit. Außer diesen beiden habe ich noch vier Collegien bei Herrn D. Bertholdt über die Psalmen, die katholischen Briefe, die theologische Encyklopädie und Methodologie und den zweiten Theil der Dogmengeschichte."

„Es ist wahrhaft traurig, wie es übrigens hier aussieht. Ein größeres Alltagsleben in der Wissenschaft, als wie es hier von einem Tage zum

andern sich traurig hinwälzt, eine größere Geistesleerheit und Ertödtung wird man auf keiner mittelmäßigen Schule antreffen. Die Welt und das Leben, weil beide so ohne allen Geist sind, müssen einem verhaßt werden. Würde mich nicht meine Wissenschaft, mein Beruf, das Zusammenleben mit einigen begeisterten Freunden und die Verbindung mit ihnen und all den theuren Unsrigen bisweilen erheben; schimmerte nicht manchmal ein Strahl der Hoffnung herein, und stünde nicht all mein Vertrauen fest auf Gott: so wäre es mir unerträglich, hier sein zu müssen."

„Ich wünsche von ganzem Herzen, daß ihr Zusammenleben zu Hause recht freudevoll, und, wie es Gott wohlgefällt, ungetrübter Stirne sein möge. Wahrlich, man darf dem andern nichts anders wünschen, als Frohsinn; denn anders als in wahrem Frohsinn kann sich die Tugend nicht gestalten. Den, dessen Streben nach der Tugend und dem Himmelreich schon recht um sich gegriffen hat, recht gesteigert worden ist, wird immer eine völlige Ausgesöhntheit, und ein heiliger Frohsinn umgeben."

„Möge Gott uns Allen in diesem neuen Jahre die Gesundheit und den hehren Frohsinn vermehren, ich meine, möge er unsere Lebensstärke zur muthigen Entwickelung und schöneren Gestaltung unseres geistigen Lebens stählen. Dieß ist es, warum ich ihn für uns alle, und vorzüglich auch für sie, theurer Vater, kindlich anflehe; denn alles andre, deß bin ich gewiß, wird er uns ohnehin geben. Ich beginne aber nicht blos das Sonnenjahr, das in der Zeitengeschichte als Fest, uns auf die Wichtigkeit des Zeitenflusses aufmerksam zu machen, da steht, ich beginne nicht nur diesen festlichen Jahreswechsel mit solchen inbrünstigen Bitten, sondern

vielmehr jeden der Tage, in welchen ich mich zu Gott erweckt fühle, und an diesem Feste fühle ich nur den Beruf, ihnen auch feierlich kund zu thun, wie sehr ihnen meine Seele immer verbunden ist; ich spreche ihnen hier nur meine inbrünstigen Bitten aus, als Wünsche."

„Leben sie wohl! Ihr ꝛc."

1 8 1 7.

Das Tagebuch für das Jahr 1817 beginnt er darauf mit folgendem Gebet:

„Gieb, gütiger Vater, der du mich als dein freies Kind auf diese Erde setztest, daß auch in diesem Jahre die Aufmerksamkeit auf mein Wesen und Treiben nicht stumpf, und diese Selbstforschung nicht schändlich von mir unterlassen werden und aufhören möge!“ —

Mit diesem auf die innere Seite des Einbandes seines Schreibkalenders geschriebnen Wunsche erfahren wir von ihm selbst, in welcher Absicht er sein Tagebuch führte. Es ist nicht gleichgültig, dieß besonders zu erwähnen, denn eben dadurch werden wir jetzt in den Stand gesetzt, klar zu durchschauen, wie er allmählig höher und höher vom Gedanken bis zur That gesteigert ward. Niemand wird verkennen, daß er mit der größten Redlichkeit und Wahrheit sich selbst zu erforschen suchte. Jeder unreine Gedanke, jedes unüberlegte Wort, jede tadelhafte Handlung wirft er sich am Abend jedes Tages vor. Alles hier wiederzugeben, würde in vieler Hinsicht verletzend, und auf jeden Fall über-

flüssig sein, da ja nur das vor den Richterstuhl des Vaterlandes gehört, was dasselbe in den Stand setzen kann, ein richtiges Urtheil über diesen Menschen und seine Sittlichkeit zu fällen.

Den Abend des ersten Tages dieses Jahres beschließt er mit folgendem Gebet: „Gott, leite und schütze mich gnädig in diesem Jahre. Stärke mich, auf daß ich zunehme in diesem Jahre, an jener Aufmerksamkeit auf mich und auf das Leben, damit das ihr entgegengesetzte Aufmerken auf andere, meine Nebenmenschen, allmählig immer mehr verschwinde. Stärke die Aussprüche der Vernunft mit Kraft, auf daß sie durchdringen, und stärke allmählig den Willen, daß er mächtig werde über das Fleisch, die Phantasie im Zaume halte, auf daß sie nicht aus der Sphäre des Heiligen herabsinke, und daß er den Teufel verscheuche. Gieb mir dabei ein frommes, dir ergebenes und für dein Himmelreich begeistertes Gemüth, so daß ich immer dir angehören, oder nach Fehltritten dir wenigstens immer wieder anheim fallen möge. So sei ich muthig auf das kommende Jahr gefaßt.“

Neben seinen Studien und Geschäften versäumte Sand nicht, sich in freien Stunden mit den deutschen Musterschriftstellern vertraut zu machen. Lessing, Schiller, Herder, Göthe u. a. m. finden wir oft neben ihm aufgeschlagen. Besonders beschäftigten ihn eben die letztern beiden. Eigenthümlich sind die Urtheile über diese Werke. So schreibt er am 2. Januar: „Als ich Werthern las: Gut und Böse liegt nicht weit aus einander: die Leiden des jungen Werther und die Verführung Weißlingens sind beinahe Eine Geschichte. Nun gut! wir sollen nicht richten, was gut oder böse an anderen sei; das wird Gott thun. Ich schwebe

die ganze Zeit her in diesem Gedanken, daß es Wahrheit sei, man solle schlechterdings es gar nicht über sich kommen lassen, den Teufel an anderen auszuspüren, und soll nicht richten über andere. Das einzige Geschöpf, über welches wir völliges Recht und Gericht haben, sind wir selbst, und wir haben beständig Beschäftigung, Sorge und Mühe genug, und müssen in fortwährender Aufmerksamkeit leben, wenn wir hier den Teufel recht kennen lernen und verdammen wollen. Ein gutes Buch bleibt hierfür immer und vor allen Faust."

Und an demselben Tage, als er das Buch beendet hatte: „Ich hatte heute inniges Sehnen wieder nach dem Scheiden aus dieser Welt, und dem Eintritt in eine höhere; aber dieses Sehnen war mehr träge, als ein Aufschwung und ein Streben nach Vollendung. — Ich las die Leiden des jungen Werther zu Ende. Sie halte ich ebenfalls meist für träges Sehnen, das aus Ekel vor der Gegenwart entsteht; aber das ist wahrlich nicht das Rechte. Nur die vorletzten drei Absätze des Briefes an Lotte rührten mich innig, und griffen in mein Gemüth so recht mächtig; aber nicht einem braven, nicht einem muthigen Kämpfer weinte ich Thränen; des Unglücklichen Schmerz drang in meine Seele. — Die Sehnsucht nach dem Scheiden aus dieser Welt wurde wieder wach, aber sie gestaltete sich wieder so, wie Körners Schwert nach dem Hochzeitreihen, und als lautes Sehnen nach der Abrufung zum Sieg und Klang, und ich mußte Körners Schwertlied lesen, und gern war ich mit ihm und seinem eignen, herrlichen Hinscheiden vertraut und will gern hinführo das bräutliche Schwert sein, das sehnsüchtig harrt auf den Aufschwung zum höheren Kampfe."

Bei der trüben Gemüthsstimmung, welche den ganzen Winter über anhielt, mochte auch das Verhältniß der Burschenschaft zu den Landsmannschaften manche Sorge in ihm erzeugen. Die Waffen des Witzes waren durch mehrmaligen Gebrauch zu stumpf geworden, als daß sie ferner auf diese innige Verbrüderung mit einiger Wirkung zu brauchen gewesen wären. Die Landsmannschaften ergriffen daher das ihnen einzig übrige Mittel, ihr Uebergewicht geltend zu machen, und ihre Obergewalt über alle nicht in ihren Verbindungen aufgenommene Burschen zu beweisen — nämlich den Stock — und mehreremal hatte das kleine Häuflein, zu welchem Sand gehörte, harte Angriffe zu bestehen, welche jedoch durch Muth und Einigkeit noch glücklich genug abgewehrt wurden. Bei dem allen brachte noch dieser trübe Gemüthszustand ein Mißverhältniß zwischen ihm und seiner Umgebung hervor, wodurch dieselbe immer mehr Nahrung erhielt. Stellen, wo er „von schwermüthiger Sehnsucht„ redet, die „sein banges Gemüth" ergriffen habe und ähnliche dergleichen, sind daher nicht selten in seinem Tagebuche. Indessen milderten die bessern Aussichten, welche sich endlich für die Burschenschaft eröffneten, diese Störung in Sands Innerem. Er schreibt am 8. März. „Ich konnte immer nicht recht arbeiten und die nichtsthuerische Laune, die hypochondrische Stimmung, die mir vor alle Schönheit der Welt einen Schleier setzte, dauerte ungeachtet der gestrigen Aufregung, die ich durch die schöne Abendunterhaltung erhielt, noch fort. Nach Tisch rief mich U—ch zu sich. Er war freundlich und liebreich, wie jemals. Ueber unsere bisherigen Zwistigkeiten wurde von seiner Seite frei gesprochen; er schlug mir in der ersten

Rede Feuerbachs über die Religion jene schöne Stelle auf, in welcher unser beiderseitiges Wesen ziemlich passend dargestellt ist, und meine kalte Stimmung ging über in ein sanfteres melancholisches Weinen. Ich wurde von Liebe und Thätigkeit ergriffen und eine Versöhnung mit dir, o Unendlicher, ergriff meine Seele. Weinen und danken konnte ich dir wieder!" —

Besonders konnte sich der kräftige El—r mit seinem störrigen Wesen nicht in diese weichmüthige, sehnsüchtige, fast frömmelnde Gemüthsstimmung Sands schicken, obgleich beide zusammen wohnten und einander herzlich liebten. Sand schildert ihn und sich im Verhältniß zu einander am 3. Januar folgender Maßen: „Heute war wieder ein Tag des Weinens. Ich weinte, weinte und es war mir so neblicht; aber bisweilen kamen auch die Gefühle des sehnsüchtigen Harms über mich, über mein Wesen. Mit U—ch und B—g sprach ich schön. Am Abend, nach anhaltendem Weinen, stellte ich mich, als wollte ich mich auf einmal ermannen und riß mich aus dem Weinen heraus. Ich wurde wirklich gekräftigt und frei, dabei Gott ergeben. Ich machte beide gegenseitig verschlossene Welten in El—r und mir auf und frei sollte und kam alles auf die Wagschaale. El—rs Större wurde in Kälte herabgestimmt, und er äußerte, als hauptsächlich, daß all sein inniges Verhältniß blos durch wechselseitige Achtung bedingt werden könne; an Liebe von einem Menschen gegen ihn könne er nicht glauben. Ich habe ihn, sagte er, durch den Egoism, den ich ihm zu Schulden gegeben — — — — — — — beleidigt und gekränkt. Ich konnte es nicht ganz widersprechen, blos war es unüberlegt und zu wichtig von mir gesagt. Er reinigte sich

von meinen Beschuldigungen, als hätte er geäußert, ich sei ein lederner, formeller, mattherziger Kerl, und rechtfertigte sich hierüber ganz, so wie über das Renomiren auch ziemlich; aber er stand mir entgegen als kalter Verstandesmensch, in dem die heilige Gluth unterdrückt war. Ich griff in mein Herz und fragte, ob ich ihn denn wirklich noch aufrichtig und innig lieb haben könne? und es sagte mir: ja, wenn er als tiefe, strengchristliche Seele in jener Heiligkeit sich befindet, die ihn manchmal ordentlich umstrahlt; es antwortete mir aber auch, daß mir das störrige, lieblose, einrissige Wesen das nicht verzeihen kann, in welches er manchmal versinkt, verhaßt sei und mir gerade entgegenstehe. Ersteres erklärte ich ihm feierlich, fest und aufrichtig und bewies, daß dieses ihn achten hieße, und daß dieß die höchste Achtung sei. — Mir verlieh Gott Kraft, dieses alles fest auszusprechen und ihm war auch Strenge eigen, die nicht liebelos war, wie das störrische Wesen, aber auch die Liebe war von der richterlichen Gewalt zurückgehalten, und durfte heute schlechterdings nicht hervorbrechen. So weit für heute. So walte denn, gnädiger Gott, ferner, und ordne, wie es dir gefalle."

Uebrigens finden wir auch vieler schönen Stunden, die er mit seinen Freunden verlebte, Erwähnung gethan. Ueberall zeigt sich das Streben, ein recht ergriffnes und thätiges Leben zu führen. Er las in dieser Zeit Herders Schrift über die ersten Urkunden des Menschengeschlechts; mit Cl—r studierte er Kirchengeschichte; geturnt hat er recht ordentlich und wacker. —

Seiner Mutter, der er jetzt lange keine Nachricht über sein Befinden gegeben hatte, und welche deshalb, für seine Gesundheit besorgt ihn zum Schrei-

ben auffordert, theilt er von diesem Zustande seiner Seele dießmal nichts mit, obschon zwischen beiden das innigste Verhältniß fortwährend besteht. Am 13. Februar 1817 schreibt er an sie:

„Theuerste Mutter!“

„Ich danke ihnen herzlich für ihren so schönen Brief vom 10. d. M. Es ist mir immer eine wahre Erregung einen so ergreifenden Brief von ihnen zu erhalten, und ich kann ihnen auch nicht genug sagen, wie sehr mich dieser wieder erhob und beseligte.“

„Wie sehr muß es nicht ergreifen, wenn sie in ihrem mühevollen Leben noch so zuversichtlich sagen: Gott hat immer geholfen, und hilft immer wieder. Ich denke über ihr festes Vertrauen auf diesen ewigen, unwandelbaren Gott nach und indem es mir so recht klar wird, wie unselig und wie sogar nichts wir und all unser Wesen wären, ohne diesen hohen Stammhalter; so fühle ich auch um so inniger, daß er mit uns, sein, immer helfen, und unser Leben, wenn wir es nur nicht an uns mangeln lassen, erhöhen wird.“

„Ich theile mit ihnen die Freude, daß sie nun, wie sie so liebreich schreiben, ein so mühsames und ärgerliches Geschäfte das alte Rechnungswesen auf dem Kupferhammer, muthig zu Ende gefördert haben, und ich schöpfe Trost aus dieser Schilderung, wenn ich das Unendliche betrachte, aus dem es mir so sehr obliegt, einen Theil mir anzueignen, um meinem künftigen Berufe vorstehen zu können.“

„— — — — — — —
— — — —.“

„Ich dachte freilich wieder, als ich die 11 Fl. 30 Kr. durch die gute Schwester Caroline erhielt, ihre Güte habe mir dieß wieder mildthätig gespendet,

und es that mir leid, daß sie wider all mein Bitten dennoch nicht abließen, mich mit Geschenken zu überhäufen. Nun ist es das Geld, das auch sie mit zehnmal mehr bezahlen mußten, das Einzige, was ich je noch in meinem Leben selbst erworben habe *). Weil doch mancher sauere Tag, aber auch manche schöne Erinnerung daran hängt; so habe ich mir zum bleibenden Andenken Luthers deutsche Schriften im Auszuge, ein Denkmal ihm geweiht, von seinem dankbaren deutschen Volke auf das Jubiläumsjahr 1817, dafür angeschafft, und es soll mir in Zukunft mit dem hohen Genusse, den es mir stets gewähren wird, auch alle die Erinnerungen in die Seele führen, die mir jene verlebte Zeit heilig machen. — Wie ich höre, so sollen wir, die wir den Feldzug mitmachten, ein Abzeichen aus Kanonenmetall erhalten, das in einigen Tagen an die Landgerichte verschickt werden wird, und wenn dieses in Wunsiedel ankommt, so bin ich eitel genug, sie gehorsamst zu bitten, mir es ja recht bald zukommen zu lassen. — Ich danke ihnen übrigens nochmals recht herzlich für all ihre Güte, und schließe nun. Ihr sie innig verehrender Sohn Carl."

Den 10. März erhielt er von seiner Mutter einen Brief, in welchem sie ihm rathet: „Aendere deinen Entschluß, lieber guter Carl, und bleibe nicht — — — die Ferien über in Erlangen; ich habe mich, Gott Lob! durchgearbeitet, und Gott wird helfen, daß alle die Hindernisse, welche er mir auflegt, auch durch ihn aus dem Wege geräumt werden."

„Lieber Carl, ich wünschte gar zu sehr, mich vor dem bessern Theile der Menschen gerechtfertigt

*) Rückständige Löhnung aus dem Feldzuge.

zu sehen; der Erfolg unserer Handlungen ist ja doch nur der Maßstab, an welchem die Schwachen unter diesen messen."

„Im verwichnen Herbst war mein Körper zu sehr angegriffen und mir die Uebersicht meiner Handlungen nicht deutlich. Jetzt habe ich, Gott Lob! über letztere die Beruhigung, daß bei den schlechten Zeiten der Stand des Hammers doch besser ist, als sonst, und meine Bemühungen haben doch auch einen Theil der häuslichen Sorgen weggenommen; daher, lieber Carl, wird meinem gesammelten Geiste und Körper dein Besuch recht erquickend sein." — — —

Der Sohn antwortete: „— — — Mit so vieler Liebe erlauben sie mir, sie in den kommenden Ferien besuchen zu dürfen und auch Julie und Caroline laden mich mit vieler Innigkeit ein. So sehr es mich auch wieder hinzieht zu ihnen und so selig auch mein Aufenthalt daselbst wieder wäre; so kann ich dieses Mal theils — — — — — — — — — — und theils, weil ich so im Herbste ihnen auf alle Fälle zur Last sein werde, dieses Mal nicht hinaufkommen. Ich wollte hier bleiben und in der Wissenschaft Ersatz suchen für das, was ich an Lebensfreuden bei ihnen zu Hause gewinnen würde. Nun aber werden mir schon seit längerer Zeit sehr freundschaftliche Anträge gemacht, mit dahin und dorthin in die Ferien zu reisen. — — — Ich selbst fühle, daß ich mit dem beginnenden Frühlinge doch nicht in dem traurigen Erlangen verdumpfen darf; ich sehne mich mit der erwachenden Natur hinaus in's Freie, unter neue Kreise von Menschen, in mir noch unbekannte Thäler. — — Ich habe daher zugesagt, mit meinem Freunde Zw—r zu seinen

Eltern nach — —, zu U—chs Eltern, und zu Zw—r's Verwandten nach W—m zu reisen. Ich hoffe, daß sie mir gütigst die Erlaubniß dazu ertheilen, und so freue ich mich denn recht sehr, wieder so viele gute Leute kennen zu lernen." — — —

„Daß sie mit dem schwierigen Rechnungswesen, wie sie mir gütigst schreiben, so schön in's Reine gekommen sind, mußte mich auch wiederum recht sehr freuen. Ja, und es ist eine ächt christliche Sehnsucht, von welcher sie in ihrem Briefe vom 10. März sprechen, zu wünschen, daß der gute, feste Wille, und alles unser ehrliches und thätiges Wirken vor die Augen der Welt komme. Lasset euer Licht leuchten vor den Augen der Welt, und es soll nicht verborgen stehen unter einem Scheffel, heißt es. Der Apostel Paulus billigt nicht nur das Rechtfertigen vor der Welt, sondern er preiset sogar die äußere Ehre an als ein hohes Gut, und es ist ihm selbst sehr daran gelegen, sich vor den neuen christlichen Gemeinden, selbst vor solchen, die schon auf Abwegen waren, zu rechtfertigen. Wiederum, so wie sich alle Schuld schon auf Erden rächt, so werden auch die wahren Verdienste schon hier belohnt und von der Welt erkannt. Auch sie, theure Mutter, sind nicht nur von dem besseren Theile der Menschen schon gehörig erkannt, und werden gepriesen; sondern auch die böse Welt sehe ich dereinst noch gedemüthigt vor ihrem biederen Wirken." — — —

Diesen Briefen, die das zarte Verhältniß zwischen Mutter und Sohn, so wie der übrigen Familie im schönsten Lichte zeigen, fügen wir nur noch eine Stelle des Tagebuchs aus dieser Periode, seinen Beruf zum Prediger betreffend, hinzu:

Den 2. Febr. „Der Kirchenrath Vogel — — trat auf die Kanzel und hielt über die Worte Pauli an den Timotheus Kap. — eine herrliche Predigt über den hohen Beruf eines Boten des Evangeliums. Tiefgemüthlich, vom höhern Lichte der Schrift erleuchtet, von Liebe für die Christenheit beseligt, kunstreich und doch allgemein faßlich, ganz im Geiste und Tone der heiligen Schrift, kurz und bündig war seine Rede. Er schämet sich des reinen Evangeliums nicht, er glaubt an Christum, den, der uns allein von unsrer großen Schuld erlösen, stärken und gerecht machen kann. Ach! gütiger Gott, lasse mich auch so in deine Worte und deinen Geist eindringen; lasse mir auch die unendliche Wonne zu Theil werden, bald mit solcher Kraft deine Alle beseligende Wahrheit predigen zu können; verleihe, so wie er betete, auch mir deinen Segen und deine Heiligung!" —

Sand trat am 25. März seine Reise nach Wertheim, Heidelberg und Tübingen mit Freund Sw—r an, hat aber auf dieser Reise wenig mehr als die Namen der Orte und merkwürdigen Menschen, die er antraf, aufgezeichnet. Am ersten Mai kehrte er nach Erlangen zurück. Wir finden bis dahin nichts, was über sein inneres Leben Aufschluß geben könnte. Jetzt kommen wieder genauere Aufzeichnungen; aber sein Leben bleibt seinem frühern durchaus gleich, und es kommen wieder ähnliche Klagen vor wie früher, die besonders durch das fortgesetzte höchst gemeine Betragen der Landsmannschaften gegen die Burschenschaft aus seinem Gemüth gelockt wurden. Denn diese Menschen schämten sich nicht, selbst die unschuldigsten Vergnügen der kleinen Gesellschaft zu stören. Sand schreibt am 12. Mai folgendes nieder: „— — — Am

Nachmittags gingen wir ein wenig spaziren und fanden, daß schändliche Buben unser Rütly halb zerstört haben; durch unsre Hände, die wir es bauten, soll es nun auch wieder untergehen, und den 27. August dort die Asche von mehreren Papieren beigesetzt werden. Die großen losgerissenen Steine haben wir heute schon in ganz kleine, unbrauchbare zerschmettert. Dann stießen wir auf zwei spazirengehende Landsmannschaftler. Da schimpfte der eine: Lumpenpack! O, gütiger Gott! wie mußt du so etwas für unsere Opfer über uns kommen lassen? — — — —."

„Mir ist es, o gütiger Vater, als schwämme Alles um mich her; es wird um meine Seele immer trüber, ich sorge mich nun schon seit dem vorigen Semest:r ab. Meine Geisteskräfte scheinen vor Gram oder Hypochondrie eher ab- als zuzunehmen; ich arbeite und kann kein Ziel erreichen, es zu nichts Gediegnem bringen; die Lebensfreuden schwinden, Kummer und Sorge nehmen zu; nirgends zeigt sich mir ein fester Platz, den unser höchstes Bestreben, unsere christlichdeutsche Sache eingenommen hätte; am Ende wanken auch wir und auch ich; Schimpf und Schande lastet auf uns. — Herr! Vater! führe mich, errette mich, auf daß ich doch erreiche einen festen Grund, von dem aus Wankelmuth und Kälte aufgelöst sind! —"

Eine Erklärung dieser Gemüthsstimmung finden wir auch in einem Briefe an seine Mutter aus dieser Zeit, worin er ihr seine Rückkunft nach Erlangen meldet, und einen großen Theil seines Unmuthes darauf schiebt, daß so viele seiner liebsten Freunde Erlangen verlassen und sich auf andre Universitäten begeben hätten. Eben so zeigt ein Brief an seinen Vater vom 10. Mai einen andern

Grund in folgenden Worten: „Theuerster Vater! die Collegien haben hier nun wieder angefangen; aber die hiesige Universität ist in jeder Rücksicht so schlecht, das Leben hier ist mir, von welcher Seite ich es auch betrachte, so zuwider, daß ich sehr ungern hier bin."

„— — — — — — — — — —."

„Unter meinen Collegien gefällt mir keins recht wohl, außer das beim Herrn D. Kayser über die Dogmatik, die ich nun zum zweiten Male höre, und welches unter allen bis jetzt von mir hier gehörten Collegien das einzige ist, von dem ich sagen kann, daß es ein lebendiger, wissenschaftlicher Vortrag ist, wie er auf deutschen Hochschulen, besonders nach dem Geiste, wie ihn die neuere heilige Zeit wieder aufgeregt hat, sein soll. Es ist seit undenklicher Zeit wieder einmal eine lateinische Vorlesung; ich fühle mich sehr zu ihr hingezogen, und ich muß sie über alles rühmen. Kayser ist ein kräftiger, heiliggesinnter, deutscher Mann, in dem die Wissenschaft sehr auflebt, und wie sehr ich diesen unsern Landsmann schätze, vermag ich ihnen gar nicht zu sagen." — — —

Immer aber ist er wieder froh, wenn er sich mit seinen Lieben daheim unterhalten kann. Am 14. Mai schreibt er an seine Mutter: „Gleich bei meiner Rückkunft hierher am 1. Mai, wo ich ziemlich mißmuthig war, fand ich einen so herrlichen Brief von ihnen, und gleich darauf bekam ich wiederum einen und diese beiden herrlichen Briefe brachten mein Gemüth gleich wieder in Ruhe, und verschafften mir auch die rechte Heiterkeit wieder."

„— — — — — — — — — —."

„Ich habe die Noth und Theuerung in Franken überall mit angesehen, und kann mir vorstellen, wie es bei uns zu Hause sein muß; deshalb weiß ich dem Allgütigen nicht genug zu danken, daß er ihnen noch das Nöthige so ziemlich verliehen hat, daß sie in dieser traurigen Zeit durch gut eingerichtete und sorgfältige Haushaltung noch einen Ueberfluß herausbringen und den unter die Dürftigen vertheilen, das wird ihnen Gott noch an Freude und Segen, und die Menschheit durch dankbare Anerkennung lohnen, und auch auf uns wird Segen überfließen.“ — — —

„Mein Reischen war eben wirklich recht beseligend. Ich habe wieder gefunden, daß es in Deutschland sehr viele wackere Leute giebt; habe mich mit ihnen herzlich gefreut und vieles Gute bei ihnen genossen.“ — — — —

Theils um in der theuren Zeit und in seiner zugleich sehr bedrängten Lage Ausgaben zu ersparen, theils weil er sich überzeugt hatte, daß es etwas höchst Unnützes und Ueberflüssiges sei, gewöhnte sich Sand um diese Zeit das Tabackrauchen ab, das er leidenschaftlich getrieben hatte, und es bekam ihm recht wohl, wie er selbst sagt.

Am 17. Mai beschließt er die Woche mit folgenden Worten:

„So wäre nun wieder eine Woche dahin, o Schöpfer und Lenker der Zeiten! Ich hatte sie muthlos und sehr dumpfig und grießgramig angefangen; immer wiesest du mich auf die Stelle deiner Offenbarung hin: Solche Art läßt sich nicht austreiben denn durch Gebet und Fasten. Ich strebte, und fühle Kraft in meinem Körper, und bin seit gestern so froh und muthig, als ich bis jetzt nie muthiger und lebensfrischer hier

war. So walte doch auch immer gnädig über mir!" —

Nach und nach verließen U—ch, Zw—r, und der ihm am nächsten stand, Cl—r, Erlangen, und er schloß sich jetzt besonders an Dittmar an.

Ehe Cl—r Erlangen verließ, nahm er mit Sand und mehreren andern Freunden das Abendmahl. Sand schreibt am 29. Mai: „Cl—r und ich waren heute recht in der Seele einander gut." und am 30. „Erwecke mich heute, o gütiger Gott, zur rechten Selbstbeschauung. Erwecke mich zur hohen Freude, an deinem heiligen Abendmahle Antheil nehmen zu können. Um meine Rechnung bis hieher zu beschließen, habe ich nichts nothwendiger, als deine hohe Gnade aus rechtem Herzen anzuflehen, daß du mir um deines Sohnes, Jesu, Tod willen meine vielen versteckten und kecken Sünden wollest verzeihen, und wollest mich so versöhnen mit dir und mit meinen Mitmenschen! Amen."

„Herr D. Kayser hielt heute Morgens eine treffliche Anrede an uns, vollzog mit Cl—r die Confirmation, mit uns allen die Beichte, und ertheilte nach der trefflichen, erhebenden Anrede selbst innig gerührt, uns allen zur Heiligung und zum festen Bunde mit Christo, auf daß er in uns und wir in ihm wohnen mögen, das heilige Brod und den heiligen Wein als Leib und Blut unseres göttlichen Erlösers. O gieb, o Vater! daß dein Sohn, Jesus Christus, in mir seine Wohnung nehme; gieb, daß ich oft das Geräusche der Welt verlasse, und in die Stille zu mir und zur recht begeisterten und scharfen Betrachtung meines Innern gelangen könne." —

Cl—r verließ darauf Erlangen und Sand schreibt am 1. Juni: „Walte, Vater, mächtig

über mir, da ich nun von meinem theuern Freunde Cl—r verlassen, alleine wieder auf mir bestehe." Und am folgenden Tage: „Wie freudig und leicht ist mir nun wieder, daß ich nun nicht mehr allein bin, und daß Dittmar heute in Cl—rs Zimmer zog! Gott leite unser Verhältniß zur Liebe und Freundschaft und zur Lehre und Tugend!" Sein Verhältniß zu diesem ward bald ein sehr inniges, und er sagt selbst davon am 7. Juni: „Mit dem trefflichen Dittmar lebe ich tagtäglich wie ein Herz und eine Seele; wir leben ordentlich kosend zusammen."

Wir müssen hier, um uns zu erklären, wodurch Sand an Cl—r so innig gekettet war und blieb, eines Vorfalls zwischen beiden erwähnen, der theils Sands lebendiges Gefühl für Recht und Unrecht, so wie seine Kraft, wenn er gefehlt hatte, seinen Fehler einzugestehen, darthut, theils aber auch uns den Werth seines Freundes Cl—r, und dessen große Klarheit zeigt, welche ihn jenem in mancher Hinsicht überlegen machte.

Cl—r und A—m kamen einst zusammen auf Sands Stube; letztrer war, wie er selbst sagt, unmuthig gestimmt, erstre sehr heiter. Sie fanden bald Gelegenheit, Sand über sein mürrisches Wesen aufzuziehen, es kam zu allerhand Neckereien, woraus nach und nach eine Balgerei wurde, bei der Sand gegen beide unterlang und darüber in seiner gereizten Stimmung in Leidenschaftlichkeit gerieth und um sich schlug. Jene verließen ihn lachend, als er noch zornig war. Nicht lange aber war er allein, als er sich die größten Vorwürfe über sein Betragen machte, und ernstlich darauf bedacht war, für die jenen zugefügte Beleidigung Genugthuung zu verschaffen. Warum er gerade den unter Burschen gebräuchlichen Weg wählte, erhellt eigentlich

erst aus Cl—rs Antwort auf das von Sand in Bezug auf diese Angelegenheit an ihn gerichtete Schreiben. Zartgefühl und Ueberlegung sind darin nicht zu verkennen, indem er von seinem Freunde, dem er Wohlthaten erzeugt hatte, nicht durch eine bloße Abbitte Verzeihung erlangen mochte, welche ihm dieser wohl gewährt, im Herzen aber doch vielleicht noch gegrollt haben würde, wo alsdann eben jene engeren Verhältnisse zu Sand ihm verbieten mußten, eine stärkere Genugthuung zu fordern. Genug, um diesem Allen keinen Raum zu geben, schrieb Sand am folgenden Tage den 18. Mai diesen Brief an jene beiden:

„Theure Cl—r und A—m!

„Ich ersuche euch um unserer Drei willen, den gestrigen Verfall, der ungeahnet urplötzlich über uns kam, nicht laut werden zu lassen, auf daß nicht Schmach auf uns allen sitzen bleibe."

„Indem ich euch für die letzte, meist in der Hitze von mir verübte, so grobe Beleidigung herzlich um Verzeihung bitte, wünsche ich sehnlich, das alles Uebrige, was ohne bösen Willen gegenseitig geschah — wie es nur einzig wieder ungeschehen gemacht werden kann — in den ersten Tagen, nach freier, ehrender Art, durch einen Versöhnungskampf getilgt, und so alles wieder ins Gleichgewicht gebracht werde."

„Ich lege euch dieses an's Herz — euer Carl Sand *).

---

*) Um diesen Brief und die Antwort ganz zu verstehen, müssen wir erwähnen, daß es jedem ehrenhaften Burschen zur Schmach und Schande gereicht, sich an einem andern gleichehrenhaften thätlich zu vergreifen. Dieser von allen Burschenschaften angenommene Satz

Cl—r antwortete:

„Wie noch Schmach über uns beide des Vorfalls wegen kommen könnte, wußte ich nicht von fern, da ich mir nichts als eines Scherzes bewußt bin, und ich Gleiches von A—m versichern kann; Schmach über die sogenannte Burschenschaft kann dann nicht kommen, wenn sie ihr Gesetz handhabt und deswegen, damit sie nicht zur Handlung ihres Gesetzes gezwungen werde, haben wir aus Freundschaft zu dir beschlossen, es zu verschweigen; deswegen werde ich austreten, deswegen mußt du austreten, weil ich sonst gezwungen bin, die Sache anzuzeigen **). Daß du übrigens nicht einmal einsiehst, was du gethan hast, gefällt mir nicht. Nimm alles, was wir dir gethan haben, so war es ein Gefoppe, vielleicht zu weit getrieben, und alles, was du darauf hättest thun können, wäre gewesen, dir es ernstlich zu verbitten, wäre nichts erfolgt, zu stürzen, und dann, wenn wir nicht augenblicklich fortgewesen wären, selbst zu gehen. Jedoch würde ich an deiner Stelle freundschaftlich und ernst statt alledem gebeten haben. Du zogest an uns, was wir doch offenbar nur für Spaß halten konnten, und augenblicklich ohne alle Zwischenerklärung ging das Schlagen los. Mögen es die ausgearteten Burschen vergangener Zeit getrieben

---

erklärt den Anfang von Cl—rs Antwort: „Wie noch Schmach über uns beide, (nämlich über A—m und ihn,) des Vorfalls wegen kommen könne, wußte ich nicht ꝛc.“

**) Diese Nothwendigkeit entstand sogleich aus ihren Verhältnissen zu dem sich selbst gegebnen Gesetz und zu der Burschenschaft, wenn einer von ihnen diese Sache im Ernst nahm, und in diesem Sinne, wie Sand gethan hatte, davon sprach.

haben, wie sie wollten: dem Adel unserer Zeit ist Schlagen zuwider und Ritter prügelten einander auch nicht. Der Ritterschlag war: Das leide von mir und keinem fürderhin! Mit Recht steht der Verschiß allenthalben darauf. Was du vom Schlagen (Zweikampf) sagst, ist ebenfalls nichts, denn wir sind uns erstlich gegen dich keiner Beleidigung bewußt, die solches im Sinn gehabt hätte, und bitten herzlich gern allen falsch verstandnen Scherz ab, und durch das Schlagen wurde keiner beleidigt, denn dieß stellte uns schlechterdings über alle Beleidigung, und zweitens, gesetzt es wäre so, wir hätten uns beleidigt gefühlt, so wüßte ich nicht, was noch weiter erkämpft werden sollte, da du Verzeihung verlangst, und was ist denn hier Verzeihung anders als Versöhnung? wozu dann ein Versöhnungskampf? Drittens kann ich, und werde ich mich mit dir nie pauken (duelliren); denn wenn dich auch, (was ich doch geglaubt hätte,) kein Freundschaftsgefühl abhält, so hält es mich doch ab und noch dazu bin ich dir aus Dankbarkeit so verbunden. Meine Verzeihung hattest du vom ersten Augenblick an; denn es war mir anfangs blos, als wenn der Himmel eingefallen wäre, und ich dachte blos an dich, und nicht an mich. Später ärgerte es mich in etwas, daß du andern und dir weißmachen wolltest, als hättest du noch Recht und dieß ärgerte mich auch in deinem Brief. Wäre niemand bei dir gewesen, so würde ich an jenem Vormittage noch zu dir gegangen seyn. Nachmittag erfuhr ich, daß du es weiter erzählt und zwar als wenn du auch nicht im Mindesten Unrecht hättest; und ich beschloß, dich gehen zu lassen, bis du selbst kämest. — Du kamst; aber nicht wie der Freund zum Freunde, der Verzeihung bringt

und Verzeihung heischt; du willst die Sache burschikos betrachten, und bedenkst nicht, daß sie da ein ganz andres Gesicht bekommt.""

„„Ich gebe dir aus reinem Herzen meine Verzeihung, und bitte dich darum, wenn ich gefehlt habe. Unser Verhältniß wird diese Sache nicht stören; denn Freund sein, wie ich es meine, sich ganz und auf ewig zu geben, kann ich wegen meines Charakters, Berufes und Schicksals nicht. Ich gehöre nur Gott, meinem Volke und — — ganz und auf ewig, und alles andre ist im untergeordneten Verhältniß zu diesen dreien, die gewissermaßen Eins sind, und deren Interessen entweder innig in einander greifen, oder wo sie verschieden sind, keine Störung veranlassen können. Alles, was ich an Liebe übrig habe, gehört euch Freunden, und davon B—ln und dir am meisten. Doch bin ich noch an mehrere fest und unzertrennlich gekettet; diese Bande werde ich in Treue bewahren, aber geben kann ich keinem etwas, denn alles, was ich bin und habe, gehört jenen dreien, und selbst Wohlthaten kann ich nicht erwiedern; denn ich habe nichts übrig, und wer mir giebt, halte es, als wenn er es seinem Volke gegeben hätte, dem mein Leben geweiht ist. Der innere Drang befiehlt, ich muß gehorchen, ich muß mein Leben durchkämpfen für die erkannte Wahrheit. Amen!""

„„Gott regiere dein Herz; laß den Teufel nicht fürder darinn herrschen; an mir soll er einen tapfern Kämpfer finden.""

Dieser Brief veranlaßte alsbald eine neue und innige Annäherung der beiden Freunde, die in ihrer Natur, wie in der Richtung, die ihr Gemüth genommen hatte, so ganz von einander verschieden waren. Aus diesem Bekenntniß erklärt sich auch

die thätige Theilnahme, die Sand in der Folge fortwährend an dem Schicksale dieses Freundes nahm, und diese wird gewiß jeden wieder mit Sand aussöhnen, der ihm hier eines Fehlers zeihen möchte. Ueberhaupt gehört eine Reue, die sich nicht auf den bloßen Gedanken des Besserwerdens beschränkte, sondern, wie sein Glaube und seine Frömmigkeit überhaupt sich in Werken äußerte, zu Sands vorzüglichsten Eigenschaften.

Sand hatte sich mit seinen Geschwistern zu einer Zusammenkunft in Gräfenberg bestellt, und eilte am 15. Juni dahin. Es war ihm Geld vom Vater versprochen worden, und dieses sollte er dort erhalten — allein er erhielt nichts. — Wie setzen den Brief hieher, den er im Unmuth darüber von Gräfenberg aus an seinen Vater schrieb — welcher zwar an sich unwichtig sein mag, jedoch viel zu einem völligen Aufschluß über Sands Kummer und Betrübniß während des letzten Sommers, den er in Erlangen verlebte, beiträgt.

„Gräfenberg den 15. Juni.“

„Theurer Vater!“

„Wo ich mich im Vertrauen auf Gott und auf ihr Vaterherz freute auf das Hierherkommen, um hier gesund und fröhlich meine theuern Geschwister wieder sehen zu können, und um hier in Empfang zu nehmen, was mir in einem Briefe der guten Caroline — schon zugesichert und angekündigt war, da befinde ich mich jetzt in der schrecklichsten Lage, in der ich mich nur je befinden kann. Seit ich jetzt wieder nach Erlangen zurückgekommen bin, habe ich nicht nur keinen Kreuzer von ihnen bekommen, sondern sogar auch schon mehreres bei meinem Freunde Zw—r, der nun gar nicht mehr

hier, sondern in Heidelberg sich aufhält, während der Osterferien aufgenommen, und lebe seit dieser Zeit in der entsetzlichen Lage, alles das, was ich zum täglichen Unterhalt brauche, bei meinen Freunden unter den Burschen borgen zu müssen, denen ich jetzt die sicherste Hoffnung gemacht habe, ihr Geld, das sie selbst eben so nothwendig brauchen als ich, bei meiner Zurückkunft auf der Stelle zurückgeben zu wollen. Eine Schmach läßt dieß auf mir sitzen, die ich nicht zu ertragen vermag. Ich kehre nun, womit uns doch eine so geringfügige Sache, wie das Geld ist, nie anstecken sollte, in einer ganz verwirrten und zerknirschten Stimmung nach Erlangen zurück. Wer kann es mir aber auch als Phantasterei oder kindisches Geschwätz auslegen, wenn er meine Lage nur ein wenig kennt? — Ich soll hier als ein Sand leben, hier diesen Namen nicht zu Schanden werden lassen, habe allenthalben kleine Schulden, wohne in einem so angesehnen Hause, wie das Professor Gründlerische ist, und soll bis zum nächsten Herbste in dieser so theuern Zeit noch hier leben."

„Ich möchte lieber jetzt gleich zu ihnen hin irren, als wieder nach Erlangen zurückkehren, und dort werde ich es auch nicht lange mehr aushalten. Jetzt übersehen sie alles, und ich ersuche sie nochmals um 300 Fl. für dieses Semester; können sie es nicht möglich machen, daß ich diese erhalte; daß ich jetzt binnen zehn Tagen die, vom Drange der Nothwendigkeit dazu gezwungen, von ihnen schon lange erbetnen 150 Fl. erhalte; so verlasse ich Erlangen mit auf mir lastendem Unglimpf, oder mit der Erklärung, daß mir wegen trauriger Familienverhältnisse der Wechsel ausbleibe, und kehre dahin heim, wo mir zwar alles Hohe und

viele schöne Hoffnungen aufgegangen sind, wohin sie aber auch wieder zu Grabe getragen werden müssen. — Weniger als 150 Fl. — diese fristen nur hie und können nichts helfen; sie machen das Uebel nur noch größer."

„Meine irdischen Hoffnungen sehe ich so mit vor offnen Augen dahin schwinden; aber um nichts minder lehrt mich Gott daran die reineren Wünsche anknüpfen! Amen!"

„Leben sie wohl, trösten sie sich, theurer Vater, über diesen meinen Brief in Gott! Ihr ihnen von jeher in Innigkeit zugethaner Sohn, Carl Sand."

Der Vater antwortete ganz gelassen auf diesen „in ganz verstimmter Laune geschriebenen Brief" und half dem Sohne aus der Noth, die er nicht absichtlich veranlaßt hatte.

In dieser Stimmung, in diesen Sorgen ereignete sich am 21. Juni Abend ein Unglück, welches Sands Gemüth auf einmal aufschüttelte und ihn nach einigen bittern Tagen wieder zum Frieden mit sich selbst brachte. Sein Freund Dittmar ertrank beim Baden. Wir wollen ihn hier ganz und gar sich selbst aussprechen lassen.

Sonnabend am 21. Juni, Morgens. „Ach! Gütiger! wohin will es mit mir wieder kommen? Seit vierzehn Tagen werde ich in der Unordnung fortgerissen und konnte nicht einmal dazu kommen, mit Festigkeit auf mein Leben vorwärts und rückwärts zu schauen, so daß auch mein Tagebuch seit dem 4. Juni uneingeschrieben blieb. So vieles Herrliche ging an mir vorüber, aber ich lebte immer nur von Minute zu Minute dir, o gütiger Vater, nicht in einem ernstlichen Streben; daher schaudert's mich vor der Schuld, meine Seele so

ganz nahe zum Untergange geführt zu haben, und es ist deine hohe Gnade, daß du mich wieder daraus erlösest. So segne nun den noch in mir lebenden Funken eines Strebens nach dem Guten, daß er einige Stärke gewinne. Meine Seele ist in großen Aengsten, o Herr, und ich zage; aber je mehr Hindernisse, desto mehr Seelenstärke! —"

„So weit schrieb ich Morgens, und in der Einlage sei beigefügt über den Abend, wo ich aus meinem bisherigen Leben wieder so entsetzlich aufgeschreckt wurde: Zerstörung, Verzweiflung, Schmerz und Klage über meinen Freund, den innig- und heißgeliebten Dittmar."

Einlage im Tagebuche.

„Brief an meine theuern Eltern."

Erlangen den 25. Juni 1817.

„Nachdem meine frühern Freunde, U—ch, Cl—r, Zw—r und andere von hier weggegangen waren, lebte ich vorzüglich mit dem von mir inniggeliebten Dittmar aus Ansbach und Eb—r aus Würzburg, zusammen. Dittmar, ein Deutscher, evangelisch-christlicher Theologe, in Rücksicht seiner Herzensgüte mehr als Mensch, eine Engelsseele; immer rege für's Gute, fröhlich, fromm und frisch zur That, war in's Prof. Gründlerische Haus in ein Zimmer neben mich gezogen. Wir liebten und herzten einander, unterstützten uns gegenseitig in unserem Streben, und trugen, was uns vorkam, in Treue gemeinschaftlich. So auch den letzten schweren und traurigen Fall für uns und für die, seinem elterlichen Hause und ihm so innig befreundete, unsere schwesterliche O—sche Familie, — — — —."

„An des Frühlings letztem Abende gingen wir, Dittmar, Eb—r und ich, nachdem wir vorher auf

Dittmars Zimmer noch gemeinschaftlich gearbeitet, und uns am Ende gegen alle Stürme des Lebens für unser Streben und für unsere Liebe und Treue noch feierlich verbunden und umarmt hatten, selig und sorglos um halb sieben Uhr zum Bade nach der Rednitz. Ein schweres Gewitter war am Himmel vorüber gezogen und blitzte nur in der Ferne, um uns alle Sorge aus der Seele wegzuspielen und uns ganz einzuführen in süßen Schlummer rücksichtlich aller Seelenbedrängnisse, und uns dahin zu geben einer tiefen Sehnsucht nach dem für uns Menschen oft so reitzenden und dann so furchtbaren Elemente des Wassers. Im herrlichen Abendrothe durchsuchten Eb—r und ich den Kanal der Rednitz, in welchem wir uns der Nähe an der Stadt und des drohenden Gewitters wegen baden wollten, und fanden nicht die mindeste Gefahr. Unser Freund Dittmar, der einzige von uns, der schwimmen konnte, kam nun auch in das Wasser, und wir zogen mit einander den Kanal hinab, und unser Freund Dittmar suchte Tiefe zum Schwimmen. Wir kamen bis zur Wasserscheide; das Wasser ging uns bis an die Brust; Dittmar war vorwärts und kam tiefer in das Wasser; er schwamm jetzt, kam aber zu weit in den Fluß, und unter unserem Zurufen, er solle rechts an's Ufer schwimmen; wollte er funfzehn Schritte von uns Grund fassen, aber er sank und in unser Angst- und Hülfgeschrei, da wir, um ihm vom Ufer aus beizuspringen, selbst uns erst aus dem Grundlosen, reißenden Flusse herausarbeiten mußten, mischte er beim Hervorarbeiten aus dem Strudel — eine Schreckgestalt — sein Hülfgeschrei; und bis wir außer Gefahr waren, sahen wir ihn eben nach den äußersten Spitzen einer Staude greifen. Bei deren Entweichung

mag ihn der Schlag gerührt haben und er sank abermals. — Denken sie sich uns, seine Freunde, am Ufer umher irrend an dem im Wasser stehenden ergriffenen Gesträuche suchend, jammernd und Hülfe schreiend nach und nach von einer großen Volksmenge umgeben, die ihn nach zwei Stunden an dem angedeuteten Platze aus der entsetzlichen Tiefe hervorbrachte. — Vorgestern Nachts haben wir ihn feierlich zur Ruhe bestattet. —"

„So brach mit diesem Frühlingsende nun wohl auch der ernstere Sommer meines Lebens an; ich habe ihn in der rechten Seelenstimmung, in einer wehmuthsvollen, sanften Trauer begrüßt. — Sie sehen mich nun mehr beruhiget und getröstet durch Christenglauben und durch jene Himmelsheitre, die der Allgütige durch das Bild eines mir nun bleibenden Freundes im Himmel, und durch das Zusammentreffen allerlei merkwürdiger Fügungen über uns herabließ. — Ich wünschte nun nichts mehr, als daß auch sie in Rücksicht meiner außer Kummer, außer Sorgen seien."

„Mein thätiger Trost ist, daß mir mein festgewählter Beruf nicht durch eitle Werkthätigkeit des Lebens jenes innre Leben in mir vergället; daß es mir vielmehr vergönnt ist, in einer stillen Trauer und steter Aufmerksamkeit auf Gottes Fügungen fortzuleben, und daß es zu meinem seligen Berufe gehört, die Eitelkeit aller Lebensgüter recht kennen und nur als solche würdigen zu lernen, die uns zur Erstrebung festerer und bleibenderer vorbereiten mögen; daher mich und andere darüber zu trösten und mehr und mehr mich darüber zu erheben, mich zu bemühen. —"

„Ich verbleibe ihr rc.

Die Mutter antwortete einige Tage darauf:

„In der Stille der Abendstunde, mein lieber Carl, stimme ich in deine Gefühle, und betraure mit dir den verklärten Freund, der lächelnd und vielleicht aus einem höheren und besseren Wirkungskreise auf uns herabsieht. Wohl ihm, und uns! ihm, daß er so schnell überging, und wohl uns, daß uns die schönen Bande der gleichen Seelenstimmung an ihn knüpften. Wie viele werden wir einst finden, welche übereinstimmend mit uns dachten und handelten! Es gehört zu meinen erhabnen Stärkungen, mir oft zu denken, welche Seligkeit es sein muß, mit allen den großen Menschen Gemeinschaft zu haben, welche Jahrtausende voraus auf die Aufklärung unserer Begriffe und auf unsere Tugend durch ihr Exempel wirkten. — Vor wenig Wochen, nachdem ich mich aus einem Jahrgange von Reinhards Predigten, an einer am Himmelfahrstage, über das Thema: Wie trennen wir uns von den Unsrigen, daß der Schmerz von den gesegneten Folgen aus dieser Trennung gemäßigt und weit übertroffen werde? — Wenn wir, eingedenk, daß wir nicht ewig beisammen leben können, für ihre Ausbildung und unsere Vorbereitung gesorgt haben — wahr erhoben und gestärkt hatte: führte uns Freund St— — — — — — — — — — — — — — — — — — — am Frohleichnamstage nach Vohenstrauß. Ich benutzte die Stille der Kirche und des sie umgebenden ehemaligen Kirchhofs, dachte mir den Vater Reinhard, der schon alle nach Böhmen reisende Kaufleute durch seine gehaltreichen Predigten so angezogen hatte, daß sie immer den Sonnabend eintrafen, um erst

eine Predigt von dem redlichen, rechtlichen und aufgeklärten Manne zu hören, der der erste und gewiß eindrücklichste Bilder des großen Sohnes selbst war; der bei dem schrecklichen Brande, welcher ihm, außer seinen Kindern, alles raubte, das Unglück mit großer Fassung und seltener Seelenstärke ertrug; bei Wiederaufbauung der Kirche alles beitrug, um sie in der schönen, erhabnen Form mit so wenigem Gelde herzustellen und alle von Amtsgeschäften freie Zeit benutzte, um diese Kirche einfach, doch würdig zu malen. Das Gerüst brach mit ihm durch und sein früher Tod war die Folge, so wie die schwere Dürftigkeit des großen, aber kränklichen Reinhard, der so unsäglich viel Gutes stiftete durch seine Kunst, mit Menschen umzugehen, und auf alle zweckmäßig zu wirken, jeden Plan für Kirchen- und Schulverbesserung bei seinem katholischen Könige durchsetzte, (was er früher selbst nicht als möglich ahndete) und selbst den Tyrannen Napoleon, welcher ihn als den ersten, seinen Maximen schädlichen Mann in ganz Sachsen betrachtete und auf die Liste der vielen Opfer, welche für sein Lastersystem fielen, gesetzt hatte, in Respekt erhielt. — O, bester Sohn! möge der Himmel- und Erdenlenker seinen Geist auch auf dir ruhen lassen! Dieses stille Gebet erfüllte meine ganze Seele, und schwellt meine Brust unwillkührlich, wenn ich den reinen Seelengenuß für mich, im Andenken dieser so theueren Menschen zu Bohenstrauß zuweilen genieße!"

„O! wie wohl wird dann mir sein,
Wenn ich dich einst in der Nähe,
Die du kamst, mich zu befrein,
Stunde meiner Heimath sehe;
Wenn den Leib des Grabes Gruft
Und die Seel' ihr Schöpfer ruft —

„Denke ich oft, für die der Tod unter keiner Gestalt etwas Fürchterliches hat, bei dem schweren Ungemach der Erde. Jedoch lassen wir beide, mein bester Sohn, diesen Gedanken nicht zum herrschenden werden, und nicht darüber vergessen, daß unsere jetzige Bestimmung sei, hienieden die väterlichen Absichten Gottes kindlich zu erfüllen und unsern Geist in die Sphäre seiner Lebenspflichten zu bannen. Wie schwach der menschliche Geist herumirren kann, wenn er nicht mit unpartheiischer Vernunft prüft, wohin ihn seine Lieblingsideen am Ende führen, das beweist uns Zimmermanns Schrift über die Einsamkeit. Wir beide, bester Carl, haben den Spiegel der Seele, die Augen, mit einander gemein und gewiß auch deren Anlagen alle, und keines deiner Geschwister ist mir so seelenverwandt als du. Daher auch die Schwäche der Schwärmerei! Ich beschwöre dich, bester Carl, laß sie dich nicht abführen von bürgerlichen und häuslichen Hinsichten! Geloben wir uns am Grabe des vollendeten Freundes, uns treulich gegen jeden Betrug unserer Einbildungskraft zu waffnen, und der Arglist und dem Betrug schlechter Menschen durch behutsame Bedachtsamkeit jeden Sieg über unsern Wohlstand zu entreißen, und so uns bitterer Sorgen pflichtmäßig zu entwinden. Auch den heitern Lebensgenuß fordert Gott von uns."

„Die schwere Prüfung dieses Jahres ist, Gott Lob! größtentheils überstanden und wir speisten so manchen, der hungrig kam. Auch bei dem Hammer ging es, Gott Lob! doch so ziemlich gut, als es Uebereinstimmung und Fleiß erlauben, wenn man mit äußern Uebeln zu kämpfen hat. Möchte Gott eine gesegnete Ernte verleihen und den Geschäftsgang bessern. Daß der Vater geholfen hat,

war mir sehr erfreulich. Ich bin so thätig, als es die Pflicht erfordert, um mein Kapital vom Hause zu erhalten; auch unterstützt mich D—dt, der schon so viele Opfer für die Familie brachte, tapfer. Wird dieses Kapital ausbezahlt, so will ich recht herzlich gern deine Sorgen mindern und alles gern geben, was zu deiner Ausbildung für die Berufspflicht nöthig ist. Vielleicht geht es dann besser, und ich kann mir die Freude machen, dir auch einen kleinen Fond zur Bibliothek zu geben. Vor der Hand muß ich dich aber dringend bitten, nur Kollegien, Speise, Trank, Kleidung und Gesellschaften zu berücksichtigen; denn die letzten sind für den Prediger sehr nothwendig, da er sich ohne diese unmöglich die Menschenkenntniß und das Einwirken auf Menschen eigen machen kann, durch welches Reinhard so wirksam für Menschenwohl geworden ist. Der Geldmangel ist gegenwärtig groß, und selbst die gute Caroline hat tüchtig zu kämpfen, wenn sie in ihrem Haushalten durchkommen will. Betrachte auch die Menschen in ihrer grämlichen Gestalt, liebster Sohn. Ob es schon zur christlichen Pflicht, wie zum eignen, glücklichen Leben gehört, die Menschen gut, so wie sie aus der Hand des Schöpfers kamen, zu nehmen; so ist es doch, da man sich selbst der Nächste sein darf, und wenn man sich täglich bestrebt, besser zu werden und unter die Auserlesenen zu gehören, der hohen Würde eines solchen Menschen schon angemessen, daß er sich dem niedrigen Betrug des schlechten Menschengutes nicht Preis giebt. Er entwürdigt sich ja selbst, wenn ihn Mangel, aus der Habsucht anderer veranlaßt, drückt und seine hohen Freudengefühle verstimmt, in welchen der Mensch sich und andern mehr ist. Lerne, bester

Sohn, Dinge, welche zum menschlichen Leben gehören, genau behandeln, und halte es nicht unter deiner Würde, diese Tugend zu üben; die Gerechtigkeit ist, so wie die Ordnung, die Mutter aller Tugenden!“

Deine gute Schwester Julie macht sich immer verdienter um dich.“

„Mit ewiger Liebe deine treue Mutter.“

Wir können uns nicht enthalten ein Briefchen über denselben Gegenstand von Sands jüngrer Schwester hier beizufügen, da er ganz geeignet ist, das Bild von dieser Familie mit einem schönem Zuge zu bereichern.

„Wunsiedel den 8. Juli 1817.“

„Liebster, bester Carl! Nur einige Zeilen muß ich dir in der Eile schreiben, bester Bruder, um dir meine innigste Theilnahme an dem Schicksal, daß dich traf, zu beweisen. Unmöglich kann ich dir die Empfindungen beschreiben, mit welchen ich deinen traurigen Brief las. Herzlich mitleidend fühlte ich den großen Verlust, welchen Dittmars Eltern und Geschwister und auch du, lieber Carl, erlitten haben, und doch mischten sich tausend Thränen des Danks in meine Gefühle, daß du, bester geliebter Bruder, uns erhalten bist. O, wie leicht könnte ich jetzt an der Stelle der guten Schwester den Bruder beweinen müssen, während er mir aufs neue so liebevoll geschenkt ist. Ich denke mich recht oft in die Lage des guten Mädchens und wünschte nur, daß ich meine Theilnahme thätig beweisen und ihr etwas erleichtern könnte. Laß dir dieß Beispiel, liebster Carl, eine Warnung sein; ich bitte dich um Alles, was dir lieb ist, meide diese Gefahr, dich im Fluß zu baden, welches dir ohnehin

immer eine traurige Erinnerung an den edeln Freund sein muß; du kannst dich ja dafür in einer Badeanstalt schadlos halten. Noch muß ich dich bitten, daß du im stillen Andenken des Freundes deine Gesundheit schonst, und daß du so schön fortfährst in der herzerhebenden Religion deinen Trost zu finden, wobei ich wünschte auf diesem ehrenvollen Weg, an der Hand Gottes, welchen du so ruhmvoll begleitest, dir ähnlich werden zu können. —"

„Schreibe mir ja recht bald auf meine beiden Briefe und, wenn du kannst, recht ausführlich; es dient zu meiner größten Beruhigung, wenn ich dich recht wohl weiß. Deine redliche Schwester Julie."

— Sand beantwortete diesen Brief am 4. Sept. 1817 folgendermaßen:

„Du zarte, treue Seele wirktest eben den ganzen Sommer hindurch wieder mit der größten Liebe für mich! Ich konnte dir nicht einmal meinen innigen Dank unmittelbar zu erkennen geben. Mögest du doch mannichmal gespürt haben die innige Bitte, die ich, im Gebete zu Gott für dich that! Möge dir doch Gott zu deinem emsigen, regen Wirken immer das rechte erfreuliche Gedeihen geschenkt; möge er dich immer recht warm, als ein liebes Kind zu sich hinaufgezogen und dein erfülltes Herz immer geöffnet haben, daß es zu seinem Preise und zu deiner eignen Fröhlichkeit habe überströmen können in lautere, fromme Gebete. Wenn wir häufig in solcher Gemeinschaft stehen mit Gott, so ist uns Segen und Gedeihen in Fülle verliehen und wir haben jedesmal schon über den Teufel, der uns durch Kaltsinn, Leichtfertigkeit und Selbstgefälligkeit auf hinterlistige Weise anzufechten sucht — wir haben über ihn immer

schon gesiegt; so wie uns nur das Herz aufgeht und wir uns recht warm und innig in der Nähe Gottes fühlen und in Liebe zu ihm beten können. Möge solches dir in recht reichem Maße als Lohn für dein mit so vielen Opfern verbundnes Wirken für mich zu Theil geworden sein; möge dir Gott auf solche Weise alles Widerwärtige, was euch das Leben mitgebracht haben mag, — — tragen helfen."

„Du erfreutest, du tröstetest, du ermuntertest mich oftmals in dieser Zeit, und deshalb nimm meinen herzlichen Dank und die innige Fortdauer meiner Bruderliebe, die du auf alle Weise zu erwecken und zu entflammen vermagst, als Lohn von deinem strebenden Bruder."

„— — — — — — — — — — — —."

„Ich sehne mich nun, nur recht bald zu euch hinauf kommen zu können. Ich hoffe, wir wollen wieder still, aber auch recht herzlich und fromm zusammenleben."

„Nun lebe wohl! Grüße sie alle, die theueren Seelen, vorzüglich die theuere Mutter und die im festen Vertrauen auf Gott ausharrende Schwester Caroline. Lebe einstweilen wohl! Dein treuer Bruder Carl."

Hierher gehört noch ein zwei Monate später an Freund U—ch in Berlin geschriebner Brief, den wir sogleich, als zum Ganzen nothwendig, hieher ziehen.

„Erlangen den 15—17. Septbr. 1817."

„Mein theuerer U—ch! Du konntest freilich wohl nicht ahnen, daß derselbe Tag, an welchem du mir Morgens im Garten des Universitätsgebäudes den mich wieder so sehr erheiternden Brief

schriebst, an welchem du mich im Geiste liebend zu dir gezogen zu haben schreibst — daß derselbe 21. Juni meines Frühlings Ende herbeiführen werde. Du weißt es bereits schon, daß Eb—r und ich an eben diesem Frühlingsende unseren theueren Freund Dittmar, mit dem wir beide uns noch in den letzten Stunden seines Erdenlebens für des Lebens Frische und für alle Stürme fest und innig verbunden hatten, selbst ringend mit urplötzlicher Gefahr, ohne Hülfe bringen zu können, untergehen sahen. Dittmar war eine Engelseele; uns allen kam er wunderbar entfaltet und erstarkt seit Ostern vor; er war frisch und muthig hervorgetreten in die Welt, und sein Inneres war erglüht für die heilige Sache Deutschlands. Seine Kräfte nahmen von Tag zu Tag zu; den nun schon so sehr rüstigen Eb—r überwältigte er, als wir den 18. Juni bei Schallershof mit einem Turnfest feierten, im Ringkampf. So war auch seine Liebe in den letzten Zeiten ganz verklärter Art. Ich weiß oftmals, daß er frühe vor Morgens vier Uhr an meinem Bette saß, lächelnd sich weidete an meinem festen, sorglosen Schlummer und mich dann nach aufgestellter Ordnung, schlags vier Uhr weckte, und mit einer Zärtlichkeit, daß mir gar nicht möglich gewesen wäre, im Bette zu bleiben. Was es aber ist, einen solchen, ohne ihn retten zu können, untergehen zu sehen, das kann sich keiner und auch du nicht denken. Es sind dieß Augenblicke, in denen man so ganz zu fühlen vermag, was es eigentlich in sich fasse, Eines, und noch dazu eines guten Menschen, Leben, was man doch gewöhnlich leicht achtet. Ich fühle seit dieser Zeit keinen größeren Drang, als zu predigen; ich kann mich nur froh und glücklich fühlen in dem Berufe, an dem ich schon vor-

her mit Liebe hing; glaube mir es, wäre ich nicht schon geweihet der heiligen Theologie, ich bin seit jenem Frühlingsende viel zu sehr zurückgescheucht von allen Aeußerlichkeiten und allen Werkheiligkeiten des Lebens, als daß ich noch etwas anderes für das theuere Vaterland zu leisten vermöchte, als eben einfach und karg bestehend auf mir selbst zu leben, ein inneres Leben nach meiner Sehnsucht zu führen und sowohl mir selbst als meiner kleinern oder größern Gemeinde zum Troste zu leben. So sehr habe ich nie gefühlt und war ich nie überzeugt, daß ein edler und freier Sinn das höchste Ziel all unseres Strebens sein müsse; so sehr habe ich vorher nie gefühlt und geglaubt, daß blos Christus gerecht macht, daß man blos durch ihn und durch recht demüthige Anerkennung seiner, einen festen Grundstein zur Tugend habe. Kurz nachdem so nach und nach einige Festigkeit in meine christliche Gesinnung gekommen war, schickte mir Gott diese merkwürdige Prüfung, um mich erst recht zu stärken und führte so erst ein rechtes Licht in mich herein. Wenn ich sage, daß ich durch diese hohe Schickung Gottes der jugendlichen Sorglosigkeit wohl für immer mehr und mehr entrissen bin, daß mit jenem Abende des Lebens Sommer mir aufging, so wirst du es wohl sehr glaubwürdig finden. Auf alle die wackeren Unsrigen hier wirkte dieß Ereigniß eben so. Daß ich nun aber fortfahre, dir gleich mein bisheriges Leben etwas zu schreiben, so setze ich deiner etwaigen Folgerung aus dem Obigen entgegen, daß der Tod des seligen Dittmar keinesweges so auf mich einwirken wird, daß er mich zur Brütschwester herabzudrücken vermöge. Im Gegentheil war er wirklich für mein schwächelndes, dumpfes Wesen eine sehr starke Anregung,

die mich, wie schon gesagt, erst zum recht freien Manne umschuf, als der ich nun in jedem Sturm, den ich überhaupt wohl nie gern aus der Ferne zu beschauen hätte, über mich nehmen können, frisch und muthig hineintreten, wirken, kämpfen und sterben will. Es ist in solchen stürmischen Zeiten, wie die jetzigen sind, gewiß auch ein recht süßer Trost, eine treue Seele, die ich mir im irdischen Gewirre leichtlich noch hätte selbst entfremden können, nun sicher und beständig im Himmel zu haben. Ich fühlte dieß zeither schon sehr oft; denn mein an sich so schläfriges und mattes Gemüth wurde bis jetzt in fortwährender Regsamkeit erhalten. Es folgte Sturm auf Sturm, wirklich Schritt für Schritt, und jeder Kampf brachte immer einen ganz neuer Art nach sich, und machte mein Leben ganz seelenvoll. — — —."

Unter demselben Tage schrieb er an El—r über diese Angelegenheit:

„Nach Freiheit wollen wir ringen und also wollen wir uns nicht durch das Drohen des Todes bändigen und gängeln lassen, der ja doch die höchste Freistätte ist. Lebend wollen wir jenen knechtischen Seelen eine Pest sein, und todt wollen wir sie uns nachziehen. Luthers und auch Seume's Leben bestärken mich recht in diesem Satze. Ich kann freilich nicht recht sehen, oder vielmehr gar nicht ahnen, wo es am Ende nur hinaus will; — —; aber Gott bitte ich in jeder regen Stunde um immer neuen Kampf, der sich auch immer anders gestalten möge, auf daß mein schwaches Gemüth nicht nach und nach verdumpfe, und Gott wird schon helfen. — Das fromme Gemüth Jahns, welches du schilderst, wirkte mächtig auf mich; möchte ich nur durch beständigen Kampf auch so

die Freiheit erst recht fassen lernen, und so ein recht freier Mann werden."

Sein Tagebuch von den ersten Tagen nach diesem „merkwürdigen Ereigniß" schildert seinen Schmerz um den geliebten Freund.

Sonntag den 22. Juni. „Fortdauer meines stillen und lauten Schmerzes; Thränen; stillere Todtenklage. — Ich wohnte mich ein bei Eb—r."

Am 23. Juni. „Ich war am Sarge und gelobte meinem Freunde brav zu werden, und sah ihn nicht todt in höhern Räumen. D. Dittmar und sein jüngster Bruder waren mit mir beim Sarge. Sodann feierliches Leichenbegängniß. — Ich war durch die Schändlichkeit der Landsmannschaften durch die vielen Entäußerungen heute mit Besorgung der Leiche und durch das Verbluten in Rücksicht des Schmerzes am Abend bei der Leiche gänzlich verhärtet. Ergrimmt, bewaffnet, den geringsten Angriff der Landsmannschaften zu rächen*),

*) Zur Erklärung dieser Worte theilen wir ein Bruchstück eines Briefes mit, welchen ein Freund des Verblichenen im Bezug auf diesen traurigen Vorfall schrieb: „Drei schreckliche Tage und Nächte hatten wir zu überstehen, innen den ungeheueren Schmerz, von außen so viel zu besorgen und dabei das Herz noch von einem wüthenden Grimme gegen mehrere Mitglieder der Landsmannschaften durchtobt, die sich als elende erbärmliche Wichte zeigten. Da man nämlich nach dem Verlornen suchte und die halbe Stadt längs des Ufers hin versammelt war, jämmerlich klagend über den Verlust unseres Theueren, da konnte ein schändlicher Kerl mit höllischer Freude ausrufen: „Nun so ist doch einmal Einer von diesen Hunden weniger." — Ein andrer, der Dittmar noch auf seinem Todtenbette besuchte, bedauerte ihn in diesen Worten; „Schade! er hat sich

zogen wir, ein wahrer Todtenzug, mit dem Sarge einher. Wehe! mein Gemüth war abgestumpft wie Stein, meine Augen waren vertrocknet." —

Eine kleine Reise in die Umgegend zerstreute Sands stillen Gram in den nächsten Tagen noch etwas. Mehr als je beschäftigten ihn jetzt die Angelegenheiten der Burschenschaft, da das Reformationsjubiläum, mit ihm das Wartburgsfest, und ferner sein Abgang nach Jena bevorstand. Aus allem ersieht man, daß von jetzt an ein weit kräftigerer Drang zu handeln und seinen besten Gedanken Leben zu geben, in ihm erweckt war. Es lag ihm daran, dem besonders durch seine Anregungen begonnenen Werke eine größere Festigkeit und einen höhern, inneren Gehalt zu verleihen, theils um das Bestehen desselben in der Folge zu sichern, theils um mit Ehren seine Schaar zu dem Feste aller deutschen Burschen auf der Wartburg führen zu können. Und der Erfolg war seiner Thätigkeit gemäß.

---

auch verführen lassen!" — Leider kamen diese Reden zu spät zu unsern Ohren, sie wären wohl sonst nicht ungerächt geblieben. — Dennoch luden wir die Landsmannschaften ein, unserm Bruder das Geleit zu geben, vergessend der Verhältnisse, die im Leben Statt fanden. Auf eine empörende Art wiesen sie uns zurück. Unsere Wuth stieg auf das höchste. Dem Polizeidirektor und Prorektor ließen wir sagen, jeder von uns würde sich bei dem Leichenzuge bewaffnet einfinden, um jede Beleidigung, die etwa jene unserem verblichenen Freunde auf seiner Reise in eine bessere Welt noch anthun könnten, sogleich mit dem Blute zu sühnen. — — — Die ganze Polizeiwache war ausgerückt; die Haupt- und Thorwachen waren von den Bürgern stark besetzt. — u. s. w." Die feierliche Handlung ward demnach still und ungehindert vollzogen.

Mit Eb—r hatte ihn diese Zeit am vertrautesten gemacht; dieser zog zu ihm auf Dittmars Stube, wie er sagt, aus Liebe zu ihm. Beide lasen zusammen mehreres aus Luthers Schriften, und gemeinschaftlich beriethen sie die Angelegenheiten der Burschenschaft. — Seine Thätigkeit in dieser Hinsicht sehen wir am besten aus seinen eigenen Worten:

„Am 7. Juli. Am Abend mit v. P—g noch besprochen, was geschehen könne von unsrer Seite. Nachdem ich ihm alles, was ich bisher auf der Seele gegen ihn getragen hatte, aussprach, er mir innig zuneigte, so verbanden wir uns innig gegen Menschen nochmals zu wetten und zu wagen für unsere deutsche Sache, Gott vertrauend, der gute Menschen senden wird, wenn sein heiliger Wille unserm schwachen, kurzsichtigen Beginnen günstig ist ꝛc."

Zugleich lag für ihn eine große Aufregung in den günstigen Nachrichten, die um jene Zeit von allen Hochschulen, wo sich Burschenschaften gestaltet hatten, einliefen, und wir finden unter seinen Briefen mehrere, welche theils durch diese, theils durch das Wartburgsfest veranlaßt wurden, und sich über das bevorstehende Fest, so wie über das Verhältniß der kleinen Erlanger Burschenschaft zu den übrigen Burschenschaften und zu den Landsmannschaften verbreiten.

Ehe wir weiter gehen, noch einen Vorfall, welcher Licht auf das Verhältniß Sands und seiner Freunde zu den Landsmannschaften giebt.

Am 23. Julius schreibt Sand. „Heute Abends von 4—6 Uhr vor dem Nürnberger Thor rechter Seits des Waldes 1000 Schritte hinein." — „Um 4 Uhr den 23. Ich gehe nun mit v. P—g an die Stätte, wohin ich N—ssen bestellt habe.

Ehrlich will ich zwei Stunden harren. Ist er ehrlich, so weise, o gütiger Gott, daß ich in deinen Händen bin. Ich halte an dich inniglich und bitte, mich um deines Sohnes, Jesu, willen gnädig bei dir anzunehmen; in jeder Minute mich auch recht befreundet mit deinem heiligen Geiste sein zu lassen, auf daß ich, was da komme, empfange mit dem rechten Geiste der einzig starken mächtigen Liebe, und mit dem Muthe und der Kraft der Wahrheit. — Ist er nicht ehrlich; so weißt du ja auch Mittel und Wege, o gnädiger Gott! das mir durch seine schändliche Aufführung die ganze Zeit her, und durch seinen schlechten Seelenzustand und durch seine neuliche Beleidigung, und neuerlich durch seine teuflischen Angriffe auf mich, den Schwachen, in Rücksicht, als hätte ich meinen seligen Freund D. aus Unentschlossenheit und Mangel an Muth nicht gerettet, durch dieses alles mein so schwer gekränktes Herz vor der Welt zu rechtfertigen und mir gegen den flüchtigen Schuft auch ja wohl Mittel an die Hand zu geben, meinen Muth und meine Tapferkeit zu erweisen. Herr, segne mich! Fahre ich hin zu dir, so erlasse mir gnädig meine Schuld, und bleibe ich noch in diesem Zustande der Prüfung, so stärke mich! Amen!"

Am 23. Abends. „Wir harrten 2 Stunden, aber der Schuft N—ss stellte sich nicht.—"

Dieses Beispiel von Erbitterung beleuchtet ein Verhältniß, in welchem Sand nun schon seit vorigem Winter lebte. Vorwürfe ähnlicher Art von andern der Gegenparthei, ihm oder seinen Freunden gemacht, finden wir nicht selten mit den Aeußerungen des tiefsten Schmerzes in seinen Tagebüchern aufgezeichnet, und möchten wohl geeignet sein, dem frömmsten, sanftesten Menschen Waffen der Verzweif-

lung in die Hände zu geben. Der Mittel, sich von dem Vorwurf der Feigheit zu reinigen, sind, leider! im Burschenleben zu wenige, ja, was noch schlimmer ist, auf den mehrsten Hochschulen giebt es nur das einzige, den Zweikampf. In jener Zeit, wo Sand in Erlangen lebte, war fast nirgends ein andrer Ausweg offen, und noch bis diesen Augenblick möchten wenige Hochschulen sein, auf denen mit gehörigem Erfolge das Vorurtheil, als gebe es keinen anderen, bekämpft worden wäre. Vieles hat sich freilich hie und da schon geebnet; man ist glimpflicher gegen einander geworden, weil man sich in den vielseitigen Berührungen, welche die Burschenschaften erzeugten, gegenseitig mehr achten gelernt hat, weil ein freundschaftlicheres Verhältniß unter allen entstand, und somit die Stimme der Vernunft leichter Gehör fand. Ein Wunder bleibt es immer, daß es in Deutschland noch nicht durch zweckmäßige Gesetze gelungen ist, diesem unnothwendigen Uebel abzuhelfen, und auf diesem Wege ein Vorurtheil zu vernichten, dessen Zerstörung nun wahrscheinlich der Kraft und Einsicht der kampflustigen Jugend selbst gelingen wird. Gewiß, ein Sieg, welcher den Bestrebungen der Jugend bei der Nachwelt Ehre und Ruhm bringen wird, und den sich keine gesetzgebende Gewalt bei einer wahrlich nicht geringen Vorarbeit aus den Händen reißen lassen sollte. Wenigstens dürfte im entgegengesetzten Falle zu der soviel behaupteten gänzlichen Unmündigkeit der studierenden Jugend in Zukunft ein sicherer Beweis fehlen.

Daß Sand übrigens nicht gewöhnlich oder gar leichtsinnig über diesen Gegenstand dachte, mag außer dem erwähnten noch folgender Vorfall, den seine Tagebücher enthalten, bewähren.

Den 17. August. „Morgen will ich mich mit v. P—g schlagen. Gott, du weißt es, wie gut wir einander sind — bis auf ein gewisses Mißtrauen gegen ihn, weil ich mir seine Liebe nicht ganz verschaffen zu können scheine, und weil er bisweilen kalt sieht. Hier bei dieser Gelegenheit bin ich von der höchsten Liebe gegen ihn herunter in den tiefsten Haß versunken, wegen seines vermeintlichen Uebertritts zu A—m, wegen seines Störens, und, wie es schien, plötzlichen Belachens der schönen Singfahrt. Es ist dieß im Ganzen eine allgemeine Sache. Herr, ziehe deine Hand nicht ab von mir und ihm! Wie du es leiten magst, wenn wir beide muthig fechten, um einander zu zeigen, daß wir einander als gleiche, freie Männer achten, von denen keiner dem andern ist Knecht und Unterthan — über die beide nur Gott, nicht aber einer über den andern Richter ist, — wie du es leiten magst, so wird dein Ruhm verherrlichet werden. — Forderst du mich, ewiger Richter, vor dein Gericht, so weiß ich, daß ich ewigen Fluch verschuldet habe; aber, Herr, ich baue nicht auf mein, sondern auf Jesu Verdienst, und hoffe auf deine väterliche Gnade, weil er, dein Sohn, auch für mich mit gebüßt hat. Herr, was du auch schicken magst, dadurch werde dein Ruhm verherrlichet! Amen!“ — „Gute Nacht, meine theueren Eltern, Geschwister und Freunde, ich empfehle euch Gottes Schutz.“

Um die Zeit des letzterwähnten Vorfalls hält Sand seine erste Predigt in Erlangen. Die Ausarbeitung derselben fiel ihm sehr schwer; als er jedoch damit zu Stande gekommen war, konnte er mit sich zufrieden sein, und das endliche Gelingen

seiner Arbeit heiterte ihn sehr auf. Den Abend vorher schreibt er Folgendes:

Sonnabend, den 16. August. „Ich bereitete mich gar vor auf die Morgen in der großen Neustädter Kirche zu haltende erste Predigt statt D. Kaysers. Gott, segne mein Beginnen des unaussprechlich freudigen Berufs, dein Evangelium zu predigen; lasse mich bei diesem ersten Versuche nur selbst über die Förmlichkeit hinauskommen, so daß ich als Lehrer in Zukunft frei und, wie das innere Gefühl, auch äußerlich aussprechen könne die Gedanken, die du, Herr, in mir anregen magst. Seit des seligen Dittmars, meines Freundes in der Ewigkeit, Tod, habe ich mir nichts sehnlicher gewünscht, als predigen zu können; nun danke ich dir, gütiger Vater, daß du hast die Zeit heranrücken lassen. Lasse mich predigen, auf daß ich mich selbst bekehre und in der innerlichen Andacht und im Glauben erstarke! Dir, Herr, seien befohlen all die guten Meinigen. Nimm uns in den Schutz gegen die Hölle."

Am 17. August. „— — — Ich danke dir, Gott, daß du mir meine heutige Predigt hast so ziemlich gelingen lassen. Nur einige Male mußte ich beim Abhalten ins Manuscript blicken, und es ging so ziemlich gut ab, bis darauf, daß ich sehr stark sprechen mußte."

Im August verließen mehrere seiner Freunde Erlangen, und da er nicht hoffen konnte, sie wieder zu sehen, wegen seines bevorstehenden Abganges nach Jena, ward eine Abschiedsversammlung der sämmtlichen Freunde, welche die Erlanger Burschenschaft bildeten, veranstaltet. Sand liefert in seinem Tagebuche folgende Beschreibung derselben. „Am 27. August um fünf Uhr hielten wir troß

des starken Regens auf dem Rütly eine allgemeine feierliche Versammlung. — — — Am Abende freuten wir uns, weil wir die Nacht nicht im Freien auf dem alten Schlosse Scharfeneck zubringen konnten wegen der schrecklichen Nässe auf dem Burschenhause, und sangen zur Eröffnung das Jenenser. Lied *), zum Abschiede das Lied von Körner: „Das Volk steht auf ꝛc.“ Weil es nicht recht zusammengehen wollte, ärgerte ich mich und ging aufgebracht weg. Ich besann mich aber unterwegs, daß es nicht recht sei, so zu scheiden vom theueren El – r und den morgen nach Regensburg Abreisenden, holte meinen Hausschlüssel und holte alle zusammen, die eben vom Burschenhause weggehen wollten, auf das Rütly. Dort um Mitternacht, im herrlichen Sternen- und Mondscheine sangen wir: „Die ihr dort oben zieht,“ „Lützows wilde Jagd,“ „Schlacht, du brichst an,“ „In's Feld, in's Feld,“ das Schwertlied von Körner. El—r las im Mondscheine mit mächtiger Stimme: „Ahndungsgrauend, todesmuthig,“ aus diesem deutschen Barden vor; und dann die Eichen, und schloß mit erhöhter, durchdringender Stimme: „Deutsches Land, du herrlichstes von allen, deine Eichen stehen — du bist nicht gefallen!“ Darauf ließen wir alle in der schönen feierlichen Stunde die Assums-Jenenser-Humpe kreisen, und aus vollem Herzen brachte jeder bei dreimaligem Kreisen einen schönen, erhebenden Trinkspruch an. Des seligen Bruders Dittmar, Jahns, Arndts und auch der wackeren Rütlyaner wurde herzlich gedacht.“ —

---

*) Das Bundeslied der Jenaer Burschenschaft, von E. M. Arndt: Sind wir vereint zur guten Stunde ꝛc.

Ueberhaupt ist er jetzt weit heiterer als früher; er sagt oft, daß er sehr vergnügt gewesen sei. Besonders gut mögen die täglich besser werdenden Verhältnisse der Burschenschaft auf ihn gewirkt haben. Auch die Besuche tüchtiger Menschen von andern Hochschulen, die auf ihren Reisen durch Erlangen kamen, und besonders auch das Lesen der Schriften Seume's; dieses alles wirkte zusammen wohlthätig auf die Stimmung seines Gemüths. —

Hinsichtlich seines Glaubens in Religionssachen hatte eine gemilderte Orthodoxie den Umkreis desselben sehr weit gestellt, ohne daß er jedoch seinem Gewissen dadurch Zwang anthat. Seine Erziehung und sein weiches tiefes Gemüth, das allen Eindrücken offen stand, mochten sowohl das eine, wie das andere hervorgebracht haben. So wie er allen Pietismus und Mysticismus verabscheute, war ihm auch nur der Freund und Lehrer lieb und werth, dessen Geist sich frei in Christi Lehren bewegte, und der nach Luthers Beispiel und Lehre ein Protestant gegen allen Gewissens- und Glaubenszwang war. Wir müssen aber um so mehr gegenwärtig auf dieses alles merken, als in der Folge sein in Jena fortgesetztes theologisches Studium und der Umgang mit neuen Freunden einen großen Kampf und eine höhere Richtung seines religiösen Gemüths hervorbrachten. Indem wir zuvor an das, was er am 17. August bei Gelegenheit eines bevorstehenden Duells niederschrieb, so wie an mehrere frühere Stellen erinnern, heben wir hier noch folgende Stelle aus, um daran die gemüthliche Frömmigkeit seines Glaubens zu zeigen.

Am 4. September. „Nebel und Nacht, lasset mich euch entwinden, und lasse mich, großer Gott, wirklich, wie ich meinem theuern Vater schrieb,

ein frommes Kind werden. — Das bemerke ich aber immer, daß, wenn das trübe Wesen der Sündhaftigkeit abnimmt, dann das rechte, starke Leben, die Kraft des Guten über das Böse, di Stärke des guten Willens immer mehr wächst Deswegen stärke mich nur, o Gott, mit deinem Geiste, daß ich gegen die Anfechtungen des Teufels, gegen jede leise Anfechtung gleich vom Anfange mit deinem Namen, gerechtmachender Jesus, recht kräftig zu streiten anfange. —"

Im September kamen unter andern auch mehrere Jenaische und Hallische Burschen nach Erlangen. Da die Landsmannschaften die Mehrzahl der Erlanger Burschen in sich begriffen, und zu keiner Zeit ermangelten, jede Gelegenheit wahrzunehmen, um das kleine Häuflein, woraus die Burschenschaft bestand, auf fremden Hochschulen zu verläumden, und als den Ausbund aller Feigheit und Gemeinheit zu bezeichnen: so war es kein Wunder, wenn jene Fremden, ununterrichtet von dem wahren Stande der Dinge, bei der Wahl ihres Umganges während ihres Aufenthalts in Erlangen zwischen beiden Partheien schwankten. Die meisten wandten sich jedoch an Sand und seine Freunde, zuerst um sich genau nach der Lage der Sachen zu erkundigen, und dann, von diesen eines bessern belehrt, mit ihnen umzugehen. Von seiner Anspruchslosigkeit bei dergleichen Gelegenheiten zeugt folgende Stelle:

Am 9. September: „— — Am Abend schickten wir beide (Fremde) vom Burschenhaus zum Stahl hinaus, zu den Landsmannschaften. O, gütiger Gott! kannst du mir es und Allen, als noch im Glauben sehr schwachen Seelen, verzeihen, daß während sie draußen handelten, wir hier zitterten, und in einen tiefen Mißmuth versanken, bei der

ehrlichen — unserer Sache der Wahrheit? Herr, kannst du mir es verzeihen, daß ich in diesen entsetzlichen Stunden die unsrigen, so sehr von Liebe erfüllten Leute konnte wieder feigherzig für geringer achten, als mich? O Herr, als beide, die Jenenser und Hallenser, zurückkamen, dann wußtest du diese schweren Prüfungsstunden, in denen ich Muth und Kopf verloren hatte, diesen wahren Todeskampf zu brechen! Herr, du segnetest mich aufs neue. Herr, die schönste tragische Stunde, die höchste Seele führtest du nun wieder in mich. Du, Vater, hörtest den heiligen Eid, daß ich mich für dich, und meinen seligen Freund Dittmar werde stellen auf der Wartburg. Das Herz wurde mir nach Singen von Körners Lied zu den Sternen, und nach dem Ergusse meines Herzens, daß ich mich soviel geringer weiß, als viele und alle von unserer lieberfüllten Schaar, daß ich, den diese Verblendeten am meisten achten wollen, unter den Meisten der Geringste sei; dann wurde mir fortan das Herz leichter, und ich legte mich fromm zu Bette. Walte, Gott, stärke mich!" — In der Gesellschaft dieser Jenaer und Hallischen Burschen äußerte sich Sands Liebe zu Dittmar höchst rührend.

Am 10. September. „Herr, noch eine unmuthvolle Stunde führtest du mir herbei. Während Schw—r, v. T—r, Fl—nn und Kr—r von mir auf Kaffee gesetzt wurden, so war fortwährend von unsern Burschenschaftssachen die Rede. Kr—r fragte Schw—rn, als eben von dem Todtenzuge des seligen Dittmar die Rede war, ob der in Halle ertrunkene Sulphurist auch eine feierliche Burschenleiche erhalten habe? Diese wunderbare Ideenassociation zerknirschte mich gänzlich. Ich konnte nicht lange an mich halten; Kr—r mußte in's Neben-

zimmer, und unter dem heftigsten Thränengusse mußte er mir hierüber zu Rede stehen. Daß er mir gleich abbat, und sich rein machte von Schuld, vermochte mich zu mäßigen in meinem inneren Kummer, daß ich die edle Gastfreundschaft nicht gänzlich verletzte. Ich faßte mich wieder auf dem Gange, und nun mußte jedes vorgefaßte Urtheil, jedes geringste Regen eines Zweifels in ihm heraus und wurde mit deiner gnädigen Beihülfe, o Gott, gänzlich abgethan. Auf Kr—r, wie auf die guten Uebrigen wirkte dieser Vorfall auch mächtig, und freudig war nun der Kampf gebrochen. Ueber Mittags entschied sich noch alles, so daß Kr—r ohne Leides wieder zu den Landsmannschaftlern konnte hinüber gehen. Wir lebten mit Schw—rn fröhlich zusammen, bis jener auch froh wieder kam und die Reise nach Nürnberg für morgen beschlossen wurde. Während Kr—rs Abwesenheit am Abend gingen wir, ich, Fl—nn und v. T—r, mit Schw—rn auf den Felsen auf dem Altstädter Berg, sahen die Sonne untergehen, die Sterne heraufziehen und wir begrüßten sie dadurch, daß Schw—r einzig schön das Hallenser Lied: „Wo Kraft und Muth in deutscher Seele flammen rc." und das Schwertlied, wir aber dagegen das Sternenlied sangen. Es wirkte dieß völlig beruhigend auf mich. Ich wurde noch ganz getröstet und beruhigt."

Seine Freundestreue gegen Cl—r, der sich damals in Berlin befand, und lange vergebens auf eine versprochne Unterstützung wartete, spricht sich in folgenden Stellen aus:

Am 11. September. „Heute Morgens zog ich mit den beiden (Hallensern) nach Nürnberg, o gütiger Gott! bangen Gefühles, daß ich sollte

all den Schmerz erneuen, der mich neulich befiel, als ich hörte, daß man meinen Freund Cl—r ohne Unterstützung wollte im Dreck sitzen lassen. Ich flehte dich, Herr, im Stillen an, daß du, mir Kraft verleihen mögest, für meinen Freund etwas Gutes zu erkämpfen, — — —."

Als er nun erfährt, daß Cl—r 100 Fl. erhalten, ruft er aus: „O, welcher Dank dir, mein Gott!"

Aus einem Briefe an Cl—r vom 17. Septbr. geht hervor, daß dieser Sommer mit allen seinen Freuden und Schmerzen für ihn wirklich eine sehr entscheidende Zeit gewesen ist, wie er dieß auch schon selbst bei der Meldung von Dittmars Tode an seine Eltern zu erkennen giebt. Er schreibt an Cl—r unter andern: „Ich muß dir nur sagen, daß dieser Sommer für mich so seelenvoll war, daß ich darin so angegriffen und rege lebte, wie jemals in meinem Leben, daß daher denn auch die rechte Freudigkeit nicht fehlte. Die Burschenschaft ist jetzt so sehr aufgewacht, als es nur irgend wo sein kann, und ich bitte dich, dir von U—ch mittheilen zu lassen, was ich an ihn für euch beide hierüber schrieb. Ich scheide in der That sehr ungern von hier und verlasse eine wahrhaft beseelte und muthige Schaar, gegen die die Landsmannschaften eitel todte Körper sind. Auf der Wartburg werden wir uns, so Gott will, sehen; wirke aber ja, liebersfüllte treue Seele, nicht wieder zerstörend ein auf die im fortwährenden Kampfe ermuthigte Sache."

Außer verschiedenen Schriften Luthers, zu welchen ihn jetzt vor allen das nahe Reformationsjubiläum trieb, las Sand um diese Zeit auch Seume's Leben und schrieb darauf in sein Tagebuch: „Seume, du deutscher Mann in undeutscher Zeit, möge dein

Leben, das ich heute zu Ende las, auf meine deutsche Gesinnung einen erheblichen Eindruck machen." —

Die Ferien brachen an und Sand reiste nach Wunsiedel, um Erlangen gänzlich zu verlassen. Daheim verlebte er sehr vergnügte Tage mit den Seinen und ging dann nach Jena und von da nach Eisenach zum Wartburgsfest. Hier fand er viele seiner älteren Freunde und erwarb sich eine große Menge neuer. Ueber dieses Fest findet sich in seinem Tagebuche nichts, als folgende Vorbereitung dazu.

Den 8. September. „Ich faßte den Entschluß, eine Schrift zu machen für die Wartburg, enthaltend ganz kurz:

1) Unsere Sache fällt zusammen mit jeder andern Reformation und ausgezeichneten Zeit in der Geschichte.

2) Bekenntniß: Tugend, Wissenschaft, Vaterland.

3) Von nun an ist nicht mehr auf das alte, sondern nur auf das neue, begonnene Leben zu sehen. Wer sich zu diesen Ideen bekennt, ist unser geliebter Bruder.

4) Es muß, um diese Ideen in's Leben zu führen, eine große, allgemeine, einzige Burschenschaft durch ganz Deutschland, nicht viele einzelne auf einzelnen Universitäten sein. Wie wenige auch auf irgend einer Universität sich zu dieser Sache bekennen, so sind sie doch einzelne Bekenner und Glieder der ganzen Burschenschaft, sofern sie nur recht eifrig darauf halten und kräftig darin leben. Aufnahme; Vorstand; Ausschuß.

5) Die Hauptidee für das heutige Fest ist die von Luther so mächtig aus der Bibel aufgestellte

daß wir alle durch die heilige Taufe zu Geistlichen, zu Priestern geweiht sind."

Ehe Sand Erlangen verließ, söhnte er sich noch mit v. P—g gänzlich wieder aus; er gedenkt mit Liebe dieser Versöhnung, freut sich aber „als muthiger, für seine Ueberzeugung keinen Tod scheuender Deutscher, diesem stolzen Menschen Achtung abgezwungen" zu haben. Nicht mindere Freude bezeigt er auch darüber, daß er anerkannt ehrlich und ohne einen Kreuzer Schulden zurückzulassen, Erlangen verlassen konnte. So zog er heim, und hielt in Wunsiedel an seinem zwei und zwanzigsten Geburtstag, den 5. October, seine zweite Predigt, was ihn „höchst selig" machte. In Wunsiedel arbeitete er jenes Schriftchen aus, was er nachmals auf der Wartburg am 18. October unter die Burschen vertheilte. Wir schalten es hier ein.

Zum Achtzehnten des Herbstmonats im Jahr nach Christo achtzehnhundert und siebenzehen auf der Wartburg.

1) Unsere jetzige Zeit ist reich an hohen Gaben und Gnaden und muß zusammengestellt werden mit jedem ausgezeichneten Zeitalter in der Geschichte des Menschengeschlechts. Laßt sie uns vor Allem vergleichen mit jenem hervorleuchtenden deutschen Kampfe zur Wiederherstellung und Reinigung des Christenthums und unseres frommen Glaubens. Laßt uns hieraus erholen: Aufruf, Rath und Zuversicht!

Heute liegt uns mehr vor eine wissenschaftlich=bürgerliche Umwälzung.

2) Wir, Deutschlands Burschen, haben uns zum Wahlspruch gewählt: Tugend! Wissenschaft! Vaterland!

Mit der Tugend haben wir es zu thun! und streben also nach einem edlen, freien Sinn. Wir ringen nach innerer Ehre, die demüthig, fromm und unantastbar bestehet vor Gott, und wir streben nach Freiheit, dem höchsten Ziele aller menschlichen Geschichte und dem köstlichen Preise eines vollkommenen Geschlechtes. — Die Wissenschaft haben wir uns zur Braut erkohren; sie soll die eine Hälfte unseres Lebens werden; in frommer Einfalt und Kraft, mit rechter Demuth laßt uns nachspüren den heiligen Offenbarungen Gottes, und schlechte Tändeleien seien uns verhaßt. — Das deutsche Land, unser Vaterland, wollen wir lieben, ihm sei aller Dienst geweiht! In ihm wollen wir leben und weben, mit ihm oder frei in ihm wollen wir sterben, wenn's Gottes großer Ruf gebeut! Die deutsche Sprache erstehe! Das wahre Ritterthum erblühe! Das Deutsche Land sei frei!

Für diese heilige Sache streiten wir; weder durch Hölle noch Teufel soll die Wärme dafür in unserer Brust erkalten, und Gott wird mit uns sein! Amen.

3) Wer sich zu diesen Ideen bekennt und zu ihrer Einführung in's Leben mitstreiten will, ist unser geliebter Bruder. Von nun an darf nicht mehr auf die bisherige Befangenheit, auf das alte, sondern nur allein auf das neubegonnene Leben gesehen werden.

4) Um diese hohe Sache zu verwirklichen, muß eine allgemeine, freie Burschenschaft durch ganz Deutschland werden.

Es darf nur eine einzige Burschenschaft durch das ganze Vaterland bestehen; nicht aber viele einzelne auf den einzelnen hohen Schulen. Wie wenige auch auf irgend einer Hochschule sich zu dieser Sache bekennen; so sind sie doch einzelne Glieder der allgemeinen Burschenschaft, und mögen als geliebte Brüder gelten, sofern sie nur eifrig auf die Sache halten, und kräftig darin leben.

Auf Vollendung und darauf zu sehen, wie vollkommen sich das Burschentreiben irgendwo gestaltet hat, bevor man Einverleibung in die allgemeine Burschenschaft zulassen will, darf nicht mehr vorkommen; es ist papistisch und landsmannschaftlich; hindert nicht allein die Verbreitung, sondern auch die rechte Belebung der Sache, und gilt als Entehrung des Volks, das man so nicht frei gewähren lassen, sondern nach seinem Eigendünkel hinziehen und meistern will.

Es darf allein darauf Rücksicht genommen werden, ob die richtige Erkenntniß der Idee, die auf richtige Liebe zu ihr, und ein redliches Streben darnach in den einzelnen Gemüthern bestehet.

Eine vollkommene Verwirklichung derselben wird man nie zu Stande bringen, wie sorglich man auch verfahren möge in Auswahl der Aufzunehmenden und in genauer Abschließung der Sache.

Diese Burschenschaft muß, wo möglich, offen vor der Welt; aber auch frei und ohne fremdes Einwirken auf sich selbst bestehen.

Es soll dahin kommen, daß in solcher brüderlichen Gemeinschaft mit Deutschlands edelsten

Jünglingen jeder lebt, der sich der Wissenschaft gewidmet hat.

Der Eintritt darf durchaus nicht beschränkt sei; nur der Schlechte, gegen den man Klage und Beweise führen kann, darf nicht zugelassen werden in diese edle Gemeinde. — Der Ausschluß muß als höchste Strafe gelten. Der Bann muß in keinem andern Sinne ausgesprochen werden, als in dem der freien protestantischen Kirche. Er darf die Freiheit des Gezüchtigten nicht gänzlich aufheben, und die menschliche Würde nicht gänzlich umstoßen zu wollen sich vermessen; er darf nicht die Mittel und Wege abschneiden zur Besserung, sonst lastet er allein auf dem Ganzen, das ihn ausspricht.

5) Das Ganze, dieser weite Verein, darf nicht durch Eidesband, noch sonst durch irgend ein Zwangmittel zusammenhängen; die Idee allein soll alle vereinen.

Ist der rechte Geist nicht da, so vermögen wir ihn auch nicht zu schaffen und herein zu bringen; Gott kann ihn allein aufregen! Ist die Seele nicht in Fülle da, oder gar einstens abgeschieden, so mag das Ganze nach Gottes Willen zusammensinken; es soll wenigstens nicht als todter faulender Körper, dem bessern Regen und Treiben der Einzelnen im Wege stehen, und all das Unheil wieder herbeiführen, was uns Papismus und Landsmannschaftssucht zurückgelassen haben. Wer nicht durch den Geist zu stehen vermag, mag fallen bis ihn Gott wieder erwecke.

6) Jedweden Unreinen, Unehrlichen, Schlechten und wer nur immer seinen deutschen Namen entehrt, soll der Einzelne auf eigene Faust nach seiner hohen Freiheit zum offenen

Kampfe entgegentreten, damit das Ganze des Rügens und Strafens mehr überhoben sei, und sein Wohl durch verwickelten Kampf nicht so leicht gefährdet werde.

All die einzelnen Glieder müssen vermittelst zweier Gewalten, die das Ganze erst bilden und sich selbst gegen einander das Gleichgewicht halten, innig vereinigt sein, und von diesem Stamme aus muß die Gemeinde erst belebt und bewegt werden.

Es muß die Burschenschaft erstlich ein Haupt, d. i. eine vor allen Burschen von Halbjahr zu Halbjahr gewählte höchste Gewalt, einen Vorstand haben, der da aus mehreren Gliedern bestehend, von welchem immer Einer abwechselnd der Sprecher ist, anzuregen das Amt hat; der Gesetze geben kann, und die bestehenden handhaben muß; ihm liegt es auch vorzüglich ob, durch sein eigen Vorbild den rechten Geist und das rechte Leben aufrecht zu erhalten.

Es muß aber die Burschenschaft auch ein Herz haben, einen Ausschuß, der, gleichfalls aus dem Edelsten der Brüder erwählt, die Beschlüsse der obersten Macht entweder verwerfen oder billigen kann; der den etwaigen Machtgriffen des Vorstandes nachdrücklich entgegentritt, und so das freie Brudervolk in seinen heiligen Rechten beschützet, der Recht und Freiheit allenthalben unterstützet, und Streitigkeiten zwischen Vorstand und Volk zu vermitteln, eingesetzt ist.

7) Es kann für das liebe deutsche Land kein Heil kommen, es sei denn durch eine solche allgemeine, freie Burschenschaft, in der Deutschlands edelste Jugend innig verbrüdert lebt; in der das Hohe und Herrliche, was uns

in dieser Zeit aufgegangen, wirklich schon ein-gelebt wird; in der der alte ehrliche deutsche Sinn wieder einmal eine sichere Veste erlangt; in der ein jeder seine Würde fühlen lernt und zur Freiheit ermuthiget wird; und die auch für immer an dem Turnplatze einen Rüst- und Lärmplatz hat.

8) Die Grundzüge des Brauchs für die Burschenschaft müssen allenthalben gleich, ein und dieselben sein. Er soll nicht sowohl eine Zuchtruthe, als vielmehr ein Ehrenspiegel werden, der das bestehende Herrliche des Burschentreibens auf die folgenden Geschlechter rein fortvererbe.

9) Urfeinde unseres deutschen Volksthums waren von jeher:

a. Die Römer,
b. Möncherei und
c. Soldaterei.

10) Wie einstens auf Athanasius die ganze große Sache der christlichen Kirche und des Glaubens ruhte; wie vor 300 Jahren der stille Bruder Martin dazu berufen war, die dichten Nebel zu durchbrechen, und dem reinen Lichte einen Weg zu bahnen; so konnte auch jetzt die allgemeine Beseligung nicht von den Oberen herabkommen. Einzelne hervorleuchtende Männer hatte Gott als Stammhalter unseres deutschen Volkes erstehen lassen, von ihnen und einigen Jünglingen höherer Art fluthete der schöne Geist aus; die Fürsten wußten deß wenig zu rathen. —

11) Die Hauptidee für unser heutiges Fest ist der von unserem Luther, dem edlen Kerne unseres deutschen Volkes, auf die heilige Schrift begründete Satz:

„Wir sind allesammt durch die Taufe zu Priestern geweiht; 1. Petri 2, 9. Ihr seid ein königlich Priesterthum und ein priesterlich Königreich." Das heißt: durch ein höher Weihen in uns, durch die Taufe, das Evangelium und den Glauben sind wir alle geistlichen Standes, und während wir nun als ritterliche, rüstige Diener des HERRN, dem höheren, Göttlichen geweiht sind; so ist auch unter uns allen weiter kein Unterschied, denn der um des Amtes oder Werkes halber; — wir sind allesammt geistlich frei und gleich! Amen.

Dieses Schriftchen hat auf die Fortbildung der den Burschenschaften zu Grunde liegenden Ideen unverkennbaren Einfluß gehabt. Die allgemeine deutsche Burschenschaft, die als ein jakobinisches Complott in der neuern Zeit oft genug genannt worden ist, ist so ziemlich gereinigt von den Irrthümern dieses Planes, nach demselben gestiftet worden. Wer sich darüber zu unterrichten Lust haben sollte, dem empfehlen wir:

Landsmannschaften und Burschaft. Ein freies Wort über die geselligen Verhältnisse der Studierenden auf den deutschen Hochschulen, von J. L. Haupt. Leipzig bei Brockhaus 1820.

Jena und seine Weise.

(Von Michaelis 1817 bis Ostern 1819.)

Als das Wartburgsfest vorüber war, kehrte Sand von Eisenach nach Jena zurück, um daselbst seinen theologischen Studien ferner obzuliegen. Zu gleicher Zeit war er bedacht, Fries und Okens philosophische Vorträge zu hören. „Jena hat seine Weise!" schrieb er schon bedächtig am Abend des 9. November; denn er fand hier unter seinen neuen Freunden, daß diese mit vielem Eifer „gegen das Bibelverständniß der orthodoxen Theologen," gegen das „Systematisiren" und dergleichen Geisteszwang angingen, und häufig finden wir Erörterungen über diese und ähnliche Gegenstände in seinem Tagebuche erwähnt. Das Nibelungenlied las er jetzt von neuem und fällte folgendes Urtheil darüber: „Nicht, wie die Menschen schön von außen, sondern wie sie hoch von innen sind, ist die Art der Betrachtung der Menschheit im Nibelungenliede."

In Jena fiel ihm bald ein altes großes Gebäude in die Augen, welches ehedem ein Ballhaus

gewesen war und noch jetzt diesen Namen führt, aber unbenutzt und dem Zahn der Zeit überlassen dasteht. Er sann hin und her, wie dieses Haus zu erhalten und seinem früheren Zwecke wieder zu gewinnen sei, indem es keinen schicklicheren Platz für Fecht= und Turnübungen geben kann, als dieses Gebäude und ohnehin nicht für ein öffentliches Gebäude zum Behuf körperlicher Uebungen in Jena gesorgt ist. Dieses Haus den Händen eines Privatmanns zu entwinden, der es auf keine Weise gehörig zu nutzen im Stande ist, kam er auf den Einfall, sich an den Geheimen Rath v. Göthe zu wenden, der sich damals gerade in Jena aufhielt. Sand scheint sich diesen Mann besonders als Dichter des Götz von Berlichingen gedacht zu haben und führte dieser Vorstellung gemäß seinen Einfall am 14. November folgender, höchst eigenthümlicher Weise aus, nachdem er schon mehreremal bei ihm gewesen, aber nie eine schickliche Gelegenheit gefunden hatte, sein Anliegen vorzutragen.

„Dann sprach ich bei Göthe, zwar weibisch, aber doch ehrlich und so, daß er ganz herzlich darauf zu achten schien, über den Erkauf des alten Turnhauses und da es einmal von Herzen war, wurde ich fröhlich, und ich wiederholte zu Hause den XIII. Psalmen dankend und fröhlich. Ich hatte bei Göthe gesprochen ungefähr wie beiliegt.“

„Alter Vater, laßt euch etwas ehrlich sagen von mir und hört mich geneigt an. Schaut, hier außen ist das alte Ballhaus. Solcher giebt's jetzt in Deutschland nur noch drei. In dem Hause haben unsere alten Väter, gerade die wackersten geturnt, und es ist ein gar schönes Gebäude. Nun ist dieß edle Haus in die Hände eines alten verrückten Philisters gekommen, und der will es gerade

jetzt, wo es das Volk wieder gebrauchen gelernt hat, zerstören, will es einiger Thaler wegen umschaffen nach seinem niedrigen, gemeinen, dummen Sinn und es uns so rauben. Da wir im lieben Vaterlande so wenig öffentliche Gebäude haben, soll dieß auch gar untergehen?"

„Nun dachte ich, ihr könntet vielleicht so viel Gelder aufbringen, und würdet es ankaufen, daß wir es könnten zur Miethe bekommen, um während des Winters uns darin zu üben, um, wie die Alten, auch stark zu werden und unter uns auch wieder eine schöne Gemeinschaft zu bekommen, wie vor Zeiten."

„Nun hat mich freilich Niemand, auch meine Brüder nicht, zu euch hergeschickt; aber ich hatte gleich, als ich bei meiner Hieherkunft das Haus sah, eine so große Freude daran, daß ich auf alle Weise darum warb. Mit einigen Freunden hatte ich schon den Plan gemacht, es vielleicht durch Sammlung von Aktien an die Turngemeinde zu bringen; aber es mangelt ja in den jetzigen Zeiten überall an Geld. Als die Sache nun schon ganz aufgegeben war, kam mir doch der Gedanke, euch darum zu bitten; ihr müßtet doch auf alle Fälle wenigstens Liebe für diese vaterländische Sache haben, und so weiß denn Niemand darum, daß ich jetzt bei euch bin."

Merkwürdig ist aus diesem Monat noch folgende Stelle seines Tagebuchs, welche uns seine dermaligen Ansichten in Religionssachen enthüllt.

Sonntag den 16. November. „Ich hörte bei N. N. eine hölzerne, tückische Predigt über: Eifern ist gut, wenn es nur um des Guten willen geschieht! und er sprach so schändlich wider den jetzt wieder erwachten Glauben und für

das kalte Vernunftwesen, daß ich dadurch aufgebracht wurde."

Am 17. November. „Heute Morgen arbeitete ich gegen den Ungläubigen N. N."

Wir vereinigen mit diesen Aeußerungen einen Brief an den damaligen Lieutenant v. P—, der uns diese Aeußerungen weiter aus einander setzt und das Bittere derselben rechtfertigt.

Jena, den 6. November 1817.

„Mein theuerer P—! Einander ehrlich lieben, heißt vorzüglich auch einander offenherzig das sagen, was einer von dem andern denkt."

„Nun hast du mir als gläubiger deutscher Christ, der nicht seinen angeerbten Adel, nicht das, was er schon gethan für's Vaterland, nicht das, was er im Kriege an seiner Familie und seinen Freunden Gutes geübt, oder was er dem Vaterlande für ein Amt abgedrungen hat, selbstgefällig und andern blendend vorzuhalten braucht, der sich vielmehr immer nur als der zeigt, dem Gott eine gesunde Kraft verliehen und der auch den Willen habe, diese zum Besten des Vaterlandes zu gebrauchen. Du hast mir in deinem schlichten, frommen, kräftigen, fröhlichen Wesen durchaus gefallen und deine Anwesenheit bei uns in Erlangen hat nicht nur mich auf der Stelle für dich eingenommen, sondern auch alle in unserm Kreise, die wirklich über Menschentugend nachdenken und diese lieben. Wir alle werden dich, du ehrlicher Geselle, so wie du damals zu uns kamst, zeitlebens als liebevolles Bild in unserer Seele tragen."

„Lieber, so wie ich dir dieses gestehe, so muß ich dir doch auch sagen, daß ich dich auf der Wartburg um einiges verändert wiedersah. Du erschienst

mir gerade so, als wärst du über jene schlichte, fromme Kraft des Glaubens hinausgeschritten und hättest dagegen das empfindelnde, daß ich so sage, gläubelnde Wesen der Pietisten lieb gewonnen. Früher würdigtest du die mönchische Sache dieser als freier, deutscher Christ ganz richtig; nun erschienst du mir mit ihnen auf den Weg gerathen zu sein, wo du dich nur für gläubig hältst, über andere lieberfüllte, treue, wackere Seelen dich aber hinwegzusetzen scheinest. Früher fand ich bei dir die feste Ueberzeugung von der Lehre der heiligen Schrift, daß der Glaube nicht jedermanns Sache sei, und daß er den Gläubigen nicht in dem überschwenglichen Maaße zugetheilt sei, daß sie darin schwelgen und in dem Glauben selbst schwärmen könnten. Meine feste Meinung ist es auch, daß wir nie viel von unserm Glauben reden dürfen, wenn es nicht mehr und mehr blos Mundglaube werden soll, daß wir vielmehr Gott unablässig um den rechten Glauben anflehen müssen und demohngeachtet doch wohl nur in sehr wenigen, den seligsten Tagen des Lebens, als gläubig werden befunden werden. Und dennoch: mußt du es nicht zu gestehen, daß du auf der Wartburg schwärmtest im Glauben? Daß du Neues offenbaren zu können, zu prophezeien vorgabst, da wir doch wahrlich unendliche Fälle von den Offenbarungen Gottes vor uns haben, die zu verstehen und gehörig zu würdigen, wir täglich um ein recht starkes, kindliches Gemüth flehen müssen? Gestehst du es nicht selbst, daß du guten, gläubigen Seelen dort wirklich wehe thatest? ihnen ihren Glauben geradezu absprachst, als vermöchtest du dieß? Findest du es nicht selbst, daß du mehr und mehr von dem festen, kräftigen Glauben, wie ihn unser Luther besaß, abweichest und hinüber gleitest auf jene unchristlichen

Wege der Pietisten, die vom theuersten aller irdischen Gegenstände, vom Vaterlande ablassen, und Deutsche, uns im Vaterlande begriffene Christen verlachen? Ich bitte dich, traue hier nicht mehr der innern Stimme, die du zu haben vorgiebst, wenn sie dich, über den mächtigen frohmachenden Glauben, wie ihn unser Luther besaß, hinauszuführen sucht. Prüfe diese Stimme, ob sie der heiligen Schrift gemäß ist, denn der Teufel sucht uns fort und fort das Himmelreich zu rauben, am meisten aber, wenn wir schon zum Glauben empfänglich sind. Gott wird uns helfen! Freund, treue, liebe Seele, verlache mich nicht in meiner Besorglichkeit. Freilich soll ich mich immer am meisten um mich bekümmern, dazu wird mir auch unser Herr helfen. — Wenn du mit Liebe diese Worte aufnimmst, so wirst du sie auch gerade so verstehen, wie ich sie genommen wissen will."

„Laß uns in Gott und in der Liebe zu unserm deutschen Vaterlande treu bestehen und den Allvater immer mehr um steten Kampf für seine Sache, als um lässige Ruhe anflehen und lebe wohl, dein treuer, deutscher Bruder, Carl Ludwig Sand."

Unter den alten Freunden, welche er in Jena diesen Winter vorfand, stand ihm El—r, der Berlin verlassen hatte, auch in Jena am nächsten. Noch aber wollte ihm die Arbeit nicht recht schmecken. Das neue Leben in Jena hatte zuviel Reiz und brachte eine zu mächtige Reibung seiner mit fremden Ansichten und Ideen hervor, daß er zwar heiter und immer rege zur Arbeit aber nicht recht aufgelegt gewesen zu sein scheint. Seine Lebensart schildert er selbst auf folgende Weise am 18. Nov. „Heute Morgens gelang das Arbeiten gar nicht; gegen Mittag verdarb ich wieder eine schöne Stunde

mit schlechtem Nichtsthun. Nachmittags, zwischen den Collegien mit Cl—r und Gr—r geturnt und mit Cl—r gezankt. Am Abend ging das Arbeiten wieder nicht recht. Ich verschleuderte eine schöne Zeit mit schlaffen Phantasieen. Der Teufel weiß, wie er mir wiederum soll mein Christenthum zerstören. Dann trank ich Thee und naschte recht lüstern Zucker. Nach dem Abendessen brachte ich bis eilf Uhr vier sehr schöne Stunden zu meinem Erstarken bei meinem Luvelin aus Rudolstadt zu, und lernte ihn, dieses geistreiche Bürschchen und seine Lebensfahrten mehr und mehr kennen und lieben."

Den 19. November. „Einen herrlichen Brief erhalten von der guten Mutter. O Gott! wie hast du mich wieder beten gelehrt. Eine so edle Mutter, so edle Schwester so sehr leiden zu sehen, es muß wieder in das Innerste des regen Lebens führen; es muß die Seele des fühlenden, gerührten Sohnes zu dir führen, daß er bei dir, o Gott, bleibe, und seiner Mutter und seiner Schwester Julie dankbar sich erweise, ein deutscher, dankbarer Sohn und Bruder werde, nicht in die Klauen des arglistigen Teufels fallen dieß bitte, erflehe ich von dir für mich, Amen!"

Den 20. „Heute arbeitete ich vom Morgen bis Abend fleißig ꝛc."

Den 24. — — — „Dann ward auf dem Markte die neue giftige Schimpferei von Kotzebue sehr schön vorgelesen. O! welche Wuth gegen uns Deutschland liebende Burschen!"

Den 29. — — — „Morgen will ich frisch und muthig von hier aufbrechen und eine deutsche Wanderung nach Wunsiedel vornehmen zur hochherzigen Mutter, zur theueren Schwester Julie will ich in Gottes Schutz wandern, um zu sehen, ob

sie ganz genesen, um mich wiederum an ihrem Herzen zu wärmen. Dann will ich vorzüglich nach Hause zur Hochzeit meines guten Fritz mit Luise, zur ersten Kindtaufe bei dem treuen Dürrschmidt*), und um mir meine Wehre, bei Bruder Fritz, einen Stutz, zu holen. Gott, o gütiger Vater, sei mit mir auf diesen freudigen Wegen!"

Sand reiste am 30. November von Jena ab, und diese Reise heiterte ihn ungemein auf. Wie immer war sein Herz jeder Naturschönheit erschlossen, und inniger Theilnahme an seinen Freunden, die er unterwegs traf, voll. Wir begleiten ihn mit seinem Tagebuche, indem diese Reise mit ihren frohen und traurigen Ereignissen wichtige Folgen auf sein Gemüth äußerten.

Den 3. December zu Wunsiedel. „Seliges Wandern durch das erste Gebirgigt. Ich ging betend herein. Am Abend kam ich in Wunsiedel an. Ich traf die theuern Eltern und des Bruders Braut Luisen, und Julien und die beiden Dürrschmidts sammt ihrem Söhnchen wohl. Die tiefe Seele H. B. begrüßte mich, indem sie mit zur Hochzeit vorarbeitete, mit Thränen."

Den 5. „Am Morgen fröhlich und ich suchte meine Waffen hervor. Dann fuhren wir herein und waren, vorzüglich auch die gute Mutter selig. In Nagel erhielten wir die Nachricht, daß unsre theure Henriette B—, die tiefe Seele, ertrunken sei. O! wie sah ich Schmerz in allen Gemüthern! Diese Trauer stimmte uns in Hochgedanken. Herr, du warst uns gnädig. Am Abend,

---

*) Sands Schwager, Advokat in Wunsiedel, ein sehr rechtschaffener und geachteter Jurist.

als ich eben bei der theuern Caroline an einer Rede *) arbeitete, zog der Trauer- und Leichenzug mit Fackeln über den Markt."

Den 6. „Herr, du warst uns allen gestern gnädig, indem du zu dem Seelenschmerz auch liebliche Sehnsucht nach dir in unsere Herzen träufeltest."

Sonntag den 7. December. „Mit der guten Mutter habe ich wieder mein Pfund der Liebe entwickelt. Am Mittag aßen wir wieder bei den Dürrschmidschen und ich half zur Zerstreuung."

Dieser Vorfall, den wir hier nur berühren können, brachte über Sands Gemüth einige sehr trübe Stunden. Lebhaft ward er dadurch an seinen Freund Dittmar erinnert, und so bestürmte ihn noch am Ende dieses Jahres von neuem ein alter Schmerz, dessen er kaum Herr geworden war. Indessen fühlte er sich dabei bald kräftig genug, andere zu trösten, und der Trost, den er andern brachte, stärkte und tröstete ihn selbst. Am eilften December verließ er Wunsiedel wieder, und wir wollen ihn nun selbst reden lassen in einem Briefe an seine Eltern von Hof aus, um ein Urtheil zu widerlegen, das in einigen öffentlichen Blättern durch einen, wahrscheinlich nicht wohl unterrichteten, Freund Sands über ihn verbreitet wurde. Dieser sagt nämlich, indem er jene beiden Unglücksfälle, die Sand so nahe angingen, erzählt, daß seit der Zeit Sand in eine trübe, melancholische Gemüths-

*) Sand hatte die Absicht, am Grabe der verblichenen Freundin und Verwandten zum Troste der Angehörigen eine Rede zu halten. Durch ein Mißverständniß wurde seine Absicht vereitelt.

stimmung verfallen sei, und leitet aus dieser die Veranlassung zu seiner That. Allein weder in der Folge, noch gleich danach findet sich von diesem allen eine Spur — im Gegentheil trug auch dieser letzte Vorfall, so wie der Tod Dittmars zu nichts Geringerem bei, als zur kräftigsten Ueberwindung seiner selbst, wodurch seine Freudigkeit, sein Lebensmuth aufs höchste gesteigert wurde. Dieß beweist zuerst der erwähnte Brief von Hof aus am 12. December geschrieben;

„Theuerste Eltern! Im Freien, in der frischen Himmelsluft trocknet eben wirklich das Lebensmark nicht ein, und wenn man die Vögel über die Berge hinziehen sieht, kann der fröhliche Muth nicht verdumpfen. So mußten heute wiederum die Höhen und Wälder unseres lieben Urgebirgs ertönen von meinen vaterländischen Liedern und Weisen. Freiheit, Vaterland, die theuern Seelen im Vaterlande und das ewige Wesen der Christuslehre sammt seiner Wissenschaft mußten heute wieder herhalten, und sie erregten ein frisches Wogen, ein rechtes Leben in mir auf. Sie sehen hieraus, wie fröhlich und eigentlich vergnügt in meinem Schöpfer ich in dem schönen Wetter nach Schwarzenbach und hieher gelangte. Von beiden Orten soll ich ihnen von meinen Guten recht schöne Grüße ausrichten, und hier bin ich nun schon einige Stunden recht behaglich und gemüthlich im Kreise meiner Freunde. Ich ruhe aus und lasse es mir wohl schmecken und morgen und übermorgen wandre ich in Gottes Schutz fröhlich im Saalgrund hinab. Wenn ferner so schönes Wetter bleibt, so ist diese Wanderfahrt eine der schönsten, die ich je machte. Ich muß gestehen, daß ich den Winter in seiner Herrlichkeit bis jetzt leider noch nicht kennen zu lernen Gelegenheit

hatte; ich will mich nicht mehr an Gottes Einrichtungen versündigen."

„Theuere Mutter, Lassen sie ihren Gram und die große Sorglichkeit, es ist nicht recht, weil Gott rings um uns her, besonders im Vaterlande, allenthalben sich so zeigt, daß wir wahrlich auf ihn vertrauen, daß wir uns in ihm freuen und mit ihm leben und sterben können. Die guten, lieben Dürrschmidts sollen sich auch nicht zu sehr grämen in Rücksicht ihres kleinen Fichtelbergers *); sie sollten ihm vielmehr zu wissen und kund thun, wie herrlich ich allenthalben diesen schönen Theil des deutschen Landes, wie herrlich ich diese Berggruppen heute wieder gefunden habe, wie ich mich nicht genug weiden, des Schauens darnach nicht satt werden konnte; dann wird er wohl Anstalt machen sein Leiblein zu erweitern und groß und stark zu werden, um sich bald auch so ergötzen zu können. Die theuere — Julie soll ja nicht vergessen, daß: frisch, frei, fröhlich und fromm sei der Turner Reichthum."

„Leben sie alle recht wohl! Gott wird sie mir behüten. Ihr ꝛc."

Vergnügt und glücklich kam er in Jena an, und hier finden wir ihn alsbald wieder fleißig und im Zusammenleben mit seinen Freunden heiter. So schreibt er am 26. December. „Am Abend in der Dämmerung war ich meinen Spittler verlassend, bei meinem Luvelin, und Gott, du wecktest wieder Gluth aus der Asche; ich genoß wieder eine Zeit der Gnade, der Liebe Pfund wurde mächtig, ich

*) Sand meint damit seinen kleinen Neffen, der damals wenige Wochen alt war.

sprach über das höchste in der Geschichte und im Leben, über Freiheit, Lieben, Edelleben, über Theologie gegen Philosophie, über Jahns Treiben als Geschäft. Herr, ich danke dir für diesen Gnadentag, den ich bisher vergebens erfleht hatte. Aber, Herr, wann werde ich einmal aussprechen lernen, was ich so ahne über deine Welt und die Geschichte? — Gnädiger, gieb auch Bestand in den jetzigen Geistesfreuden. —"

Jetzt erinnern wir nochmals an das, womit er das Tagebuch dieses Jahres begann, und setzen nun den Schluß desselben her.

Am 31. December. „O gütiger Gott! mit Beten ließest du mich dieses Jahr beginnen. Am Ende war ich mehr zerstreut und verstimmt. Wenn ich zurückschaue, ach, so finde ich leider: besser, vollkommener bin ich nicht geworden, aber durchlebt erfahren, und mit Thatkraft durchlebt habe ich vieles. Herr, du warst immer mit mir, wenn ich auch nicht bei dir war! Fast scheint es, als hättest du die bisherige Liebe in mir, im Laufe der Stürme dieses letzten Frühlingsjahres meines Lebens zum Glauben umgeschaffen; wenigstens fühle ich in allen meinen Nöthen Jesum Christum mir recht nahe, und baue auf ihn, und nur Er gereichte mir immer zum ausreichenden beständigen Trost, zum Zufluchtsort für meine Furcht, zum Regepunkt für kräftige, freie That. Durch ihn fühle ich mich besonders recht frei gemacht, und die Freiheit habe ich als das höchste Gut der Menschheit, der Völker und meines Vaterlandes kennen gelernt, und will daran auch recht festhalten."

„Besonders noch leid thut es mir, daß ich in der letzten Stunde dieses Jahres und bei der Wechselszeit der beiden Jahre in dem großen Kreise der

nah ums Feuer versammelten Studenten nicht recht aufrichtig war, sondern mich im kleinen Brande *) noch verstellte, und wirklich kleinlich falsch war; es war aber noch glücklicher Weise nur in mir, nicht thätig und anfeindend in der Wirklichkeit. Ich war überhaupt diese letzte Zeit mehr kalt."

„Gott helfe!"

*) Rausche.

1 8 1 8.

Wir gehen jetzt zu dem bedeutungsvollsten Bildungs- und Entwickelungsjahre Sands über. Die Ausbeute, welche uns seine Tagebücher geben, so wie die Auswahl aus seinen Briefen, dürfte zwar den Umfang nach geringer, desto gehaltreicher aber das sein, worüber er sich verbreitet. Schon zu Ende des vorigen Jahres haben wir an seinen Aeußerungen bemerkt, daß sich sein Blick erweiterte, indem er sich ein weiteres Ziel für seine Thätigkeit steckte. Das Leben als Prediger, das fromme Wirken in einer Gemeinde war bisher seiner kindlichen Bescheidenheit als höchstes, wünschenswerthestes Glück erschienen — jetzt umfaßt sein Geist sein ganzes Vaterland; in seinem deutschen Volke will er der Menschheit höchstes Recht, die Freiheit der Vernunft, geltend gemacht wissen. Dieser letzte Gedanke mit allen seinen großen Folgerungen ist es, der in diesem Jahre in jeder Betrachtung seines und des Volks Leben hervortritt, und in ihm einen Reichthum von Ideen erweckt, der nothwendig einen Drang zu Thaten erzeugen mußte, die beispiellos, wie sein ganzes Leben sein sollten. In einem Briefe, (der uns aus Rücksichten vorenthalten ist,) schreibt

er schon zu Anfange dieses Jahres: „daß es aus sei mit der Betschwester," (wie er strafend und scherzend genannt worden war;) „daß man handeln müsse u. s. w." Schritt für Schritt wollen wir jetzt seinem Tagebuche folgen, damit wir sehen, wie allmählig aus dem Bedürfniß, thätig ins Leben einzugreifen, in ihm die unabänderliche Nothwendigkeit dazu entstanden ist. —

Auf der innern weißen Seite des Einbandes seines Tagebuchs für das Jahr 1818: „Gott, lasse mich an deiner Erlösung des Menschengeschlechts durch Jesum Christum festhalten, lasse mich sein ein deutscher Christ, und durch Jesum mich frei, freudig, zuversichtlich, gleich ausdauernd und stark werden."

Bis zu Ende März unterlassen wir einen vollständigen Auszug; es findet sich hier nichts Geeignetes vor. Sein Leben bleibt im Ganzen dasselbe wie früher; er theilt es im Umgange mit seinen Freunden, L., B..., Gr—r, Em—g, A—n ꝛc. in Studieren, und thätigen Antheil an den Begebenheiten in der Burschenwelt. Es finden sich zwar Urtheile über einige seiner Freunde, an sich aber scheinen sie nicht bedeutend, und auch durch ihren Gegenstand erhalten sie keine Bedeutung. An der Darstellung der Okenschen Arabesken, welche dieser bei Gelegenheit der Erzählung des Bücherverbrennens auf der Wartburg in seine Isis setzte, und die als Fastnachtsposse auf dem Markte von einigen Burschen dargestellt wurden, nahm er Antheil in der Rolle des Reinhard. Seine Stimmung wechselt noch oft wie früher zwischen Wehmuth und Niedergeschlagenheit — freudigem Aufschwung und rechter Geistesfülle.

Ueber seine geistige Entwickelung giebt folgender wahrscheinlich unbeendigt gebliebener Brief an Cl—r vom Ende März, der im Concept im Tagebuch zu finden ist, vollständigen Aufschluß:

„Theurer, treuer Bruder Cl—r! Ich vertraue dir fest, daß du mich durchschauest, und du magst und sollst mich beschauen; nur lasse der eigenthümlichen Beschaffenheit frei ihre eigne Aeußerungsart."

„Zweifler darf ich mich nicht schelten. Es wäre nach meiner ganzen Art das schrecklichste, wenn ich auch hierin schwankend und unentschieden wäre."

„Und doch liegt mir jetzo eine Sache auf, die mich ängstlich macht, die mich auf lange Zeit schon erkalten konnte, und von der du nothwendig wissen mußt; in der ich von dir vielleicht auch Anregung zu einer bestimmteren Ueberzeugung erhalte."

„Im vorigen Sommer erlangte ich eine rechte Bestimmtheit in meiner Ueberzeugung über unsere höchsten Angelegenheiten. Mein Glaube hatte sich fester begründet, ich wollte, wenn ich auch weiter nichts vermögen würde, wenigstens ein rechter Christ und ein rechter Deutscher sein. In allen Dingen auf die Gnade unsers Vaters recht sicherlich vertrauend, wurde ich in meinem Glauben frei, war immer getröstet und konnte festen Schrittes dem Wege nachgehen, für den mich Vernunft und Wille bestimmt hatten. Liebe feuerte mich zur That an und ließ mich nicht verdumpfen, machte mich entschlossen, fest und freudig für alles, was es gerade galt. — So kostete ich wirklich die Seligkeit des Glaubens, sprach sie aus in den Predigten, die ich hielt, und durfte in Wahrheit andere zum Glauben ermuntern."

„Seit ich hier bin, in einer weiteren, in ihren Einzelnheiten und in ihren Grundtönen wieder ganz andern Welt, seit ich nördliche Nüchternheit in vielen, die ich doch liebe, gar zu sehr hervortreten sehe, und von andern, die doch auch von Glauben reden wollen, den Umkreis meines Glaubens zur Schwärmerei herabsetzen höre, und seit ich nebst anderem Bücherwesen, durch dich vorzüglich mit Herders Meinungen hierüber bekannt wurde, wurde es doch nach und nach anders mit mir, als es früher war. Anfangs wurde ich aufmerksam gestimmt, manchmal ging es mir widerlich durch die Seele; einige Zeit wurde ich verwirrter in mir, und im Ganzen wurde ich doch wenigstens kälter und unmuthiger als sonst."

„Wahrlich! das stand mir immer fest: die Vernunft solle mir die höchste Richtschnur sein; nicht einen schwärmerischen, sondern einen reinen, gesunden Glauben wollte ich haben, und wenn ich meine alten Meinungen hieran halte, so muß ich sie als sicher und gesund erklären. — Ich verehrte in Jesu immer das höchste, schönste Bild für unsere Menschheit; aber ihn einen gewöhnlichen bloßen Menschen zu nennen, dünkt mir heute noch zu öde und zu steif."

„Ich will gern Vernunft und Verstand nichts vergeben, aber es machte mich heiter und fröhlich, hielt mich gewiß nicht von der That ab, wenn ich in dem großen Lehrer von dem ewigen Gott auch einen steten Vermittler, einen göttlichen Bruder, der freundlich der Welt und der Menschheit Mängel ebnet, der uns erhebt über das Gesetzeswesen, verehrte. Sollte er nun blos für sich gestorben sein, ein Held für seine Meinung; hat er nur die Wahrheit seines Unterrichts beurkunden, nicht aber

sonst Großes für die Menschheit erkaufen wollen?"

Darauf fährt er in Bezug auf vorstehenden Brief in seinem Tagebuche fort:

„Hier las ich in Fries Ethik den Abschnitt über die Sünde und es ward mir wohl zu Muthe. Ich finde mich hiernach als manchmal kränklichen, krankhaften Zustandes und will mit deiner Hülfe, o Gott! ein gesundes frisches Gemüth mir erwerben. Gesund hast du uns, o großer Schöpfer, geboren; frisch, frei, fröhlich und fromm wolltest du uns haben, großer Lehrer der ganzen Menschheit, Jesus; was über das Maaß einer freien Vernunft geschritten ist in den Lehrmeinungen, das ist jener alte ägyptische Wust und das fremde Pfaffenthum. Nicht grübeln will ich, sondern thun."

Wir folgen nun seinem Tagebuche weiter. Die nächsten Stellen desselben bedürfen keiner Erklärung, wenn man sich in die Zeit versetzen will, wo jener berühmte Prozeß wegen der Kotzebueschen Bülletins alle öffentliche Blätter erfüllte. Daß der Antheil, den man in Jena nahm, um so lebhafter sein mußte, je genauer man die darein verwickelten Personen kennen und schätzen gelernt hatte, wird jeder begreiflich finden. In Sand setzten diese Vorfälle wieder eine Reihe Ideen in Umschwung, deren innerer Zusammenhang bis zu dem blutigen Resultat nicht zu verkennen ist.

Den 27. April. — — „Am Nachmittag las Luden sein Publikum über den spanischen Freiheitskrieg herrlich, unvergleichlich schön. — —"

Den 5. Mai. „Herr, mitunter wandelte mich heute wieder eine so wehmüthige Bangigkeit an;

aber fester Wille, feste Beschäftigung löst Alles, und hilft für Alles; und das Vaterland schafft Freude und Tugend; unser Gottmensch, Christus, unser Herr, er ist das Bild einer Menschlichkeit, die ewig schön und freudig sein muß. — Wenn ich sinne, so denke ich oft, es sollte doch einer muthig über sich nehmen, dem Kotzebue, oder sonst einem solchen Landesverräther das Schwert in's Gekröse zu stoßen."

Den 18. Mai. „Was man will und soll, das muß geschehen können und geschehen, das kann Jeder und wird Jeder, der tüchtig ist, thun, sagt K—r, und mit ihm jeder heldenartige Degen."

Diesen hier erwähnten K—r, einen Schüler Hegels, lernte Sand gerade an diesem Tage näher kennen und wir werden in der Folge finden, welchen Einfluß die häufigen Unterhaltungen mit diesem äußerst thätigen, tüchtigen Menschen auf Sand geäußert haben. Diesen Einfluß müssen wir aber genau nachzuweisen suchen, theils um auf niemand den Verdacht zu bringen, als habe er Sand verführt, theils um an diesem offenbaren Gegensatze zweier mächtiger Gemüther Sands eigenthümliche Kraft und Fülle der Ideen, die sich im Streit mit jenem mehr und mehr entwickeln und einigen, darzustellen.

Gleichzeitig ist das Entstehen eines innigen Freundschaftsverhältnisses mit dem eben erst nach Jena und auf die Hochschule gekommenen A—s aus Mecklenburg, einem Menschen von der offensten Gemüthsart und regsten Lebenslust. Zu ihm, dem jüngeren, scheint Sand lange Zeit in dem Verhältniß des erfahrenern, älteren Freundes gestanden, beide aber ein gleich reiner, frommer Sinn,

ein gleich rüstiges, jugendfrisches Leben und eine gleiche Liebe für Tugend und Vaterland so innig vereinigt zu haben. Täglich sehen wir sie zusammen, immer einig und freundlich, obschon oft scherzend, schäckernd, neckend. Die Achtung, welche jeder vor dem andern hatte, ließ keine Spannung zwischen ihnen zu, und wo ja die Heftigkeit des einen den einfachen Austausch der Gedanken und Gefühle hie und da auf Augenblicke störte, da erscheint der andere alsbald nachgiebig, schonend, beruhigend neben jenem. Aus diesem gewiß nicht zu schön und rein gezeichneten Verhältniß läßt es sich auch mit einem geringen Aufwand von Scharfsinn mit Bestimmtheit behaupten, daß Sand, abgesehen von allen andern Gründen, schon aus Edelmuth und Liebe dem jüngern Freunde, der sich ihm ganz hingegeben hatte, nie etwas von seinem Vorhaben entdeckt habe, man müßte denn die Ueberlegung und Vorsicht, mit welcher Sand überhaupt zu Werke gegangen ist, geradezu abläugnen wollen. Gewiß, ein Gemüth wie Sands, mußte von jeder Mittheilung dieser Art schon durch den Gedanken zurückgeschreckt werden, daß er dadurch einen Freund in's Unglück stürzen, oder doch sein ganzes Leben hindurch zweideutigen Urtheilen aussetzen könne, zumal wenn er bedachte, daß gerade dieser Freund sich nie in den Sinn kommen lassen werde, auf Befragen um seine Mitwissenschaft um des Freundes Handlung, von dem Wege der Tugend und der Aufrichtigkeit abzuweichen. Sand aber hat sich durch diese Schonung und Verschwiegenheit, abgesehen davon, ob der Freund seine That billigen werde, und ob dieselbe überhaupt zu rechtfertigen sei, gewiß ein herrliches Denkmal bei allen Unpartheiischen gesetzt. —

Wir gehen nun in seiner Bildungsgeschichte weiter und finden zuerst, daß er sich gegenwärtig mit dem Studium der Friesischen Schriften sehr beschäftigte. Außer der Ethik las er im Mai Julius und Evagoras worüber er in einem Briefe an El—r vom 8. Mai 1818 folgendes Urtheil fällt:

„Theurer El—r!“

„Ich habe Julius und Evagoras *) gelesen, und ich frage dich: kannst du denn hiemit zufrieden sein? Es ist nicht zu läugnen, es sind schöne Anklänge darinnen, besonders Anfangs, aber dennoch verbittert mir die Mattherzigkeit, die im Ganzen durchläuft, Alles. Wundre ich mich doch gar nirgends über etwas Neues! Was gut ist, war da und ausgesprochen und kühner gedacht. Wahrlich, mit diesen Idealen der Friesischen Männlichkeit kann ich nicht zufrieden sein; sie sind mir zu unstark, auch zu unlauter. Unsre Väter geben uns durch ihr eignes Beispiel ein besseres Bild. Niedergerissen auch, meine ich, könnte durch dieses Wesen mehr werden; gutes, ernstes Streben könnte dadurch mehr verwirrt werden, als es dadurch zur Thatkraft angefeuert wird. Ich kann dieser Art, trotz gewiß ehrlichen Strebens, noch immer kein Zutrauen abgewinnen.“

„Die Ethik habe ich gelesen, und diese ist besser; sie halte ich für ein sehr gutes Buch, und sie ist auch bis auf einzelne Stellen ganz anders ge- und durchgearbeitet.“ — —

---

*) Julius und Evagoras oder die neue Republik (von Fries). Heidelberg bei Mohr und Zimmer 1814.

Ein späterer Brief an ebendenselben stößt die obige Ansicht zum Theil wieder um. Wir theilen einige Bruchstücke dieses Briefes der Reihe nach mit, da er in mehrfacher Beziehung in das Ganze paßt.

„Was soll angerechnet werden; wenn man etwas mit Willen verschuldet? oder auch das, was ein anderer von Außen als widerwärtig zu finden glaubt? Auf beides soll man gehörig achten. Aber wenn du mir im erstern Sinne Lehrmeisterei vorwirfst, so thust du mir Unrecht; denn dieß war mir von je, an mir und andern, eben so ekelig als dir. Ich wollte immer, wie jeder, nur meine Meinung aussprechen und meine Ueberzeugung geltend machen und meinte nie dadurch einen andern zu verletzen. Greifst du mich hierüber an, so mußt du auch zufrieden sein, wenn du bemerkst, daß ich selbst solche Schulmeisterei nicht leiden mag, und mir es auch nicht verzeihe. — — — —“

„Wenn du unser einfaches Zusammenleben in Erlangen mathematisch zergliedern willst, so sage ich dir: schon dieß ist nicht recht; denn wir lebten beide zusammen, gerade so wie wir damals waren, und keiner dachte daran, den andern zu überlisten und zu übervortheln. Wenn nun ich aufzählen wollte, was ich durch deine Natur, durch dein Wissen, durch dein Leben gewonnen habe, was hätte ich für eine Rechnung zu führen. — Das weißt du doch, daß nach und nach meine ganze Glaubenssache immer finsterer wurde, daß ich fast völlig in's blinde Nachhängen den alten Glaubensformeln hineingerathen war, meinen eigenen Glauben aufgebend, und du weißt, wie ich größtentheils durch dich hier wieder herausgerissen wurde, weißt, daß

ich durch dich jene kleine schöne Schrift von Herder in die Hände bekam, welche mir aus unzähligen Vorurtheilen heraushalf, und meiner ganzen Bildung wieder eine andere, freiere Richtung gab. — Du hast Recht, die einzelnen theilen einander so etwas mit, um einander zu beseligen, daß sie aber so etwas vorfinden, womit sie einander beseligen können, wodurch sie sich selbst erziehen, dieß liegt im Volke, ist Sache der Menschheit. Wie wir alle in der Gegenwart immer nur einseitig, eckig, zerrissen erscheinen, und ein einzelner Lebenstheil nur gar zu sehr die Merkmale eines Stückwerks an sich trägt. Wie das Leben eines Mannes schon ein viel vollendeteres Ganzes darbietet und vor ihm die widerwärtige Zerrissenheit des Lebens schon mehr schwindet — so ist dieß gewiß, daß das Volk uns immer ein heiteres, vollendetes Bild des Menschheitslebens gewährt, daß dieß auch nimmer als mangelhafte Einzelheit auftritt, und daß so das Volksgefühl der lebendigste Erzieher ist."

„Menschenmakelei hasse ich und wenn ich an einem Manne irgend einmal etwas Großes erkannt habe, so gilt er mir gewiß für immer in dieser Rücksicht als werth und hoch. Durch Angewöhnung, wie du weißt und weil ich mich nicht recht in seine Formen finden konnte, hatte ich immer etwas gegen Fries. Jenes Blatt, welches ich dir schickte, hatte ich niedergeschrieben bei dem Lesen des Julius und Evagoras und ich nahm es fast während des Schreibens schon halb zurück, wollte nur dein Urtheil noch darüber hören. Seitdem habe ich unsern braven Lehrer Fries noch in allerlei Verhältnissen näher kennen zu lernen Gelegenheit gehabt und ich achte ihn nicht nur in seiner Wis-

senschaft, sondern vor allen in seiner treuen und klaren Gesinnung für's Vaterland und in seiner stets sich gleichen und entschlossenen Thatkraft so sehr als nur einen. Er und Oken sind mir unter den ältern Lehrern, die ich hier kenne, unstreitig die liebsten und ich meine auch die wahrhaftigsten — — — — —."

„Nun ist das Neujahr da. Wir wollen Gott um nichts bitten, als daß er uns an seinem Bilde recht möge erstarken lassen, daß wir uns in dieser Zeit als tüchtig bewähren. Eine Gnade haben wir von ihm, Eine — über allen Gnaden, — unseren freien Geist, mit dem wir ihn ahnen — unsere Menschenwürde. Es ist an der Zeit, daß sie jetzt zur Anerkennung komme. Es muß also dahin kommen, daß jeder seine Ueberzeugung frei an der jedes anderen erproben kann und es muß dahin kommen, daß der Mensch den andern Haupttheil seiner Würde, das Gebiet seines freien Willens, diese gottähnliche Schöpferkraft, an allem, was um ihn her ist, geschweige denn bei Sachen, die ihn selbst betreffen und über ihn ergehen — bewähren kann. Dieß ist die nothwendige Grundlage von allem und sie der einzig rechtliche Zustand. Also Gott sei mit euch, in euch! — — —"

Außer dem Studium der Philosophie zog ihn die Geschichte, durch Ludens Vortrag belebt, besonders an. In seinem Tagebuche hat er eine Stelle aus den Vorlesungen dieses geistreichen Lehrers aufgezeichnet, weil sie zufällig eine Idee berührte, mit deren Durchbildung sein Inneres schon seit längerer Zeit lebhaft beschäftigt war.

Den 2. Juni. „Als ich W—n heute zu Luden führte, zeigte er (Luden) sich sehr durch-

drungen von reger Kraft und Wärme. Er behauptete, daß ein Vergleich eines einzelnen Menschen mit einem ganzen Volke nicht Stich halte; der Einzelmensch ist jung, und wird älter, und greiset, und lebt nicht wohl über hundert Jahr; dagegen ein Volk ergänzt sich immer neu, und es ist kein nothwendiger Grund vorhanden, daß die Nachkommen und Kinder anders, oder gar schwächer oder besser wären, als ihre Väter waren; sie können ewig wieder gleich an Kraft und Tugend sein. — Dann sinke zwar zuverlässig immer ein Volk, wenn es vernachlässiget werde; aber daß es sich heben müsse, wenn nichts recht Sonderliches dafür geschieht, ist nicht so gewiß; es kann auch stehen bleiben. Jetzt haben wir eine Wendezeit entweder zum Guten oder zum Schlimmen und man solle nur recht kalt und scharf auf das Böse hinschauen. Wenn man atheniensischen Jünglingen, die vom Felsenriff in's weite Meer hinausblickten, beim Aufgang der Sonne, sagte er, und die freudig über die Bekämpfung der Perser ihr Volk erhoben, wenn man zu diesen gesagt hätte, daß baldigst Philippus kommen werde, und werde alle Schönheit und Freiheit vernichten, was würden sie gethan? würden sie es geglaubt haben? — Das Gute und Hohe geht nie unter, aber es ist doch nicht nothwendig, daß ein Volk von der niederen Stufe alles Höhere bis zur höchsten Entwickelung durchleben müsse; im Gegentheil, es kann mit Einem Male der Kampf und Sieg für das Gute unser deutsches Volk verlassen und, wer weiß wohin ziehen, vielleicht in einen ganz anderen Welttheil. — Lehre und That, Theorisiren und praktisches Erstehen sind so von ganz verschiedener Art und gar nicht eins wie das andere. Als ich einstmals,

sagte Luden, in Berlin zu meinem theueren Lehrer, Fichte, kam, der doch so viel und so scharf darüber lehrte, daß man Alles nur aus Einsicht und mit Ueberlegung, ohne Eigennutz, ohne sich treiben zu lassen durch Umstände, thun solle, als ich dießmal zu ihm kam, war er eben aus dem Fenster hinab in einen Arm der Spree gesprungen und hatte einen Knaben, der hineingefallen war, herausgeholt, und ihn in's Haus hinaufgetragen. Er war noch völlig naß und bewegt. Ich fragte ihn, was es gegeben habe und warum er doch zum Fenster hinausgesprungen, nicht vorsichtig die Treppe hinabgeeilt sei? — „Ja, ich meinte es sei mein (eigener) Junge!" — So ist die That immer etwas ganz Anderes, als jenes Zusammengesetzte aus Theorie und Ausführung; sondern es ist eine lebendige Einheit für sich." —

Dabei zeigt sich in dieser Zeit fast durchgängig eine heitere Gemüthsstimmung bei ihm, die besonders aus einem Briefe an seine Mutter hervorleuchtet, den wir, so weit er noch vorhanden ist, mittheilen.

„Jena den 26. Mai 1818. Theuerste Mutter! Tausend Dank für ihre Hülfe! Sie wissen wohl, wie froh man ist, wenn man Leute befriedigen kann, deren Seele nichts anderes als Geld erheischt, und wenn man zahlen kann zu der Zeit wo man es versprochen hat, wo man sollte und wollte. Deshalb, weil ich nicht umsonst so dringend gebeten hatte, und weil eine so bedeutende Gabe, wie die dießmalige, wieder ein so großes Opfer von ihrer Seite ist, fühle ich mich nicht wenig aufgefordert, ihnen meines Herzens regen Dank auszusprechen. Gott lohne es ihnen. Ich

meine nicht, daß er es ihnen dadurch lohnen soll, daß er ihnen wieder soviel und mehr auf den Tisch hinzahle, als sie auf mich verwandt haben; da wird er wohl helfen; aber er lohne sie, und wird sie schon gelohnt haben durch Seelenstimmung und Freude über ein aufs neue gebrachtes Opfer; und er möge mich stärken, daß ich ermanne zu einem vorurtheilsfreien, frommen und thätigen Wirken für die Sache Gottes und des Vaterlandes, daß ich meine schwachen Kräfte ausbilde zu einem festen, freien, muthigen Sinn, und daß ich so als dankbares Kind ihnen recht ergeben werden möge."

„— — — — — — — — — — — — —."

„Ihr Briefchen, so kurz es ist, so schön ist es doch wieder, und erfüllt ist es wiederum vom tiefsten, wärmsten Gefühl. Ja, theure Mutter, alle die Liebe, die ich zur Religion, zur Wahrheit, zum Vaterland, zur gemeinnützigen That im Herzen trage, die wurde größtentheils durch sie in mir aufgeregt, und ich mag es nehmen, wie ich nur will, so sind fast in jeder Rücksicht sie mir alles gewesen. Gott walte nur, daß ich muthig werde und tüchtig!"

„Jena, den 24. Juni."

„Ich erhielt, seitdem ich durch mancherlei im Schreiben unterbrochen wurde, ihren schönen, großen Brief und ihre in jeder Rücksicht so vorzügliche und mannichfache Ausstattung mit meiner Wäsche, deren Anblick mich zu wahrhaft kindlicher Freude stimmt. Es sind neue Wohlthaten, meine Bitten blieben abermals nicht unerfüllt und ich fühle mich hierdurch aufgefordert zu neuem Dank. Hemden,

zwei Paar schöne Turngewänder bekomme ich, — — —. Zugleich wird mir ein Geschenk von ihrer und von Julchens Arbeit, und von Caroline erhalte ich Süßigkeiten; so daß ich sprang vor Freude und mich auf dem Absatz drehte, als ich das Päckchen sah und öffnete. Haben sie herzlichen, kindlichen Dank, und theilen sie mit mir als Geberin die Freude des Empfängers."

„Heute ist der ernste Tag, des Frühlings letzter, an dem ich vor einem Jahre meinen Freund, den regen deutschen Dittmar verlor. Ich bin mannichfach durchwoget von Gefühlen; nur zwei Gedanken stehen fest als Pfeiler in mir da und tragen dieß Gewirre — der Gedanke an Gott, und der an's deutsche Vaterland."

„O, daß ihnen doch der Eichenzweig von der Wartburg so werth ist und so lieb! Es ist kein anderes Gefühl, als das an's deutsche Vaterland, was sie dabei durchglüht, kein andres kann es seyn!"

Jena, den 17. Juni.

„Erst heute komme ich zur Fortsetzung und Beendigung dieses Briefes. Obgleich mich eine wahre Grämlichkeit immer trieb und benagte, daß sie erst so spät wiederum Nachricht und Dank von mir erhalten sollten; so konnte ich dennoch nicht früher dazukommen und hunderterlei hielt mich immer davon ab, so oft ich mir es auch sorglich vorgenommen hatte, mich zu diesem freien Erguß meines Kindessinnes ihnen zu überlassen."

„Die Freunde, die auf einer Reise nach Nürnberg rückwärts durchs Fichtelgebirg wollten, und die sich selbst schon so sehr freuten, auch sie

und die Unsrigen kennen zu lernen, ließ der heftige Regen und Sturm und das viele Wasser nicht durch den Thüringer Wald kommen. Wenn sie aber gütigst erlauben, so schicke ich ihnen gewiß noch einige recht tüchtige Söhne des Vaterlandes in diesem Jahre zu. — — — — — —. Daß sie aber trotz aller Bitten sich dennoch so sehr rüsteten und große Anstalten trafen und kochten und backten zum Empfang derer lieber Seelen, von denen ich ihnen geschrieben hatte, und daß diese hinterdrein doch nicht kommen konnten; das meine ich, zumal da nicht ich, sondern lediglich das schlechte Wetter daran Schuld war." — —

Weiter besitzen wir diesen Brief nicht mehr. Wahrscheinlich ist dieser letzte Satz eine Einleitung, schonend seiner lieben Mutter seine Ansicht über Gastfreundschaft zu geben, welche diese war, daß ein lieber, seelenverwandter Freund diejenigen, von denen ihm Dach und Fach geboten wird, nicht im Sonntagskleide, sondern lieber in der gewöhnlichen, behaglichen Haustracht antreffen mag. Denn wollte jede Hausmutter, wenn sie einen Gast erwartet, immer alles in Bewegung und Bereitschaft halten, was irgend Küche und Keller vermögen, so würde dieß, seiner Kostspieligkeit und Unbequemlichkeit wegen, der wieder zu erweckenden schönen Gastfreundschaft der Alten nicht nur nicht förderlich, sondern sogar höchst hinderlich sein. Es würde, wie es zu unsrer Zeit gewöhnlich ist, niemand gern Gäste sehen, und kein Reisender wagen, Freunden, die er sonst gern besucht haben würde, auf diese Art beschwerlich zu fallen, weil jeder unverwöhnte, bescheidne Gast die höchste Unbehaglichkeit schon darin finden muß, daß sich, so lange er zugegen ist, alles aus dem gewöhnlichen Gleise

heraus und um ihn und seine Person bewegt. Sands Freunde haben ihn oft und gemüthlich über diesen Gegenstand auf diese und ähnliche Weise sich verbreiten hören, und niemand wird läugnen, daß ihm hierin vollkommen Recht gegeben werden müsse.

Sands Leben blieb während dieser Zeit sich ziemlich gleich. Er freut sich über seinen Fleiß und seine heitere Stimmung. Doch erhebt er hin und wieder Klagen über einen Hang zur Näscherei, den er nicht immer bewältigen kann; er nennt sich in dieser Beziehung: „Feigling, Kuchen- und Leckerbissenbauch.“

Auch finden wir am 21. Juni in seinem Tagebuche eine Rückerinnerung an seinen Freund Dittmar:

„Heute vor einem Jahr verlor ich meinen regen Freund Dittmar; ich gedachte deß im Gebete: Gott wolle mir zur Regsamkeit verhelfen, zur Tüchtigkeit in Muth, Arbeit und Ausdauer, wolle mich durch seinen Geist aufs Rechte leiten, wolle mir Jesum zum Freund und steten Lehrer lassen, durch den ich seiner selbst gewiß werde, daß ich nicht von ihm lasse; wolle endlich die Sache des Vaterlandes zur freien Tugend leiten, und zum schöneren Volksleben, und bei allen Kämpfen seiest du, seliger Dittmar, mein aufregender, mehrender Freund, daß ich nicht erträge vor der That, daß ich frisch und muthig lebe!“

„Gott walte über dem Vaterlande und den Meinigen!“

Aus derselben Zeit sind durch öffentliche Blätter zwei Stammbuchsbläter bekannt geworden, die, als reine Herzensergüsse, auch hier wohl der Aufnahme werth sind:

„Ich kenne drei Offenbarungen Gottes, des Ewigen:

Eine: daß Er schuf und in vollem Segen erhält das große Weltall;

Eine: daß Er den Völkern Sprache und Sitte — Volksthum gab, und

Eine: daß Er uns durch Christum, unsern Herrn, mit dem Leben und der Erde versöhnte, uns gewiß machte, in dem Geringsten sei des Unendlichen Keim!

Lasse uns erkräftigen in der Liebe zu Volk und Vaterland und — treu ihm — seine Söhne dereinstens heranziehen zu reinen tüchtigen Seelen, denen nach der Väter Art Trotz aus dem Himmels-reinen Auge sprüht, deren jeder, wie Luther, für die Freiheit sprechen, wie die alten Väter ohne große Rüstung die Feinde necken und schlagen kann, und von denen jeder, wenn's Noth thut, wie Arnulph von Winkelrieth 10 Speere der Dränger in seine eigne Brust stößt. — Denke an unser eigenes Bekanntwerden, gedenke des Wartburgfestes und nimm meinen Dank für die Mühe beim Schwingen.

Jena, den 3. März 1818.
Besuche mich im Gebirge.

Dein

treuer deutscher Bruder

Carl Ludwig Sand,

d. G.G. W. aus dem Fichtelgebirge.

Einem anderen schrieb er im Juni 1818 folgende Inschrift in das Stammbuch:

„Unser Lauf ist Heldenlauf;
Kurzer Sieg, rascher Tod!

„Thut nichts, wenn wir nur wirklich Helden sind, wenn wir nur rege, in stetem Aufschwung und Gebete zum heiligen Vater, und in frischer Begeisterung leben für das, was sein Wille ist.“

„Siegen werden wir immer, wenn wir nur selbst tüchtig und frisch sind. Früher Tod bricht nicht die Siegesbahn, wofern wir nur auf ihr als Helden sterben!“

So sei denn unser Wahlspruch:

„„Fromm glauben an Gott, demüthig ihn bewahren im Herzen, und thätig lieben seine Sache hier auf Erden, thätig lieben unser Volk und Vaterland!““

„Frei müssen wir werden im Leben, oder frei zu den glücklichen Vätern gehen!“

„Walte Gott in uns!“

„Wenn du einstens festen Fuß fassest im Voigtlande so gedenke deines in gleichem Streben (so Gott hilft) begriffenen Nachbars im Fichtelgebirge und halte deutsche Freundschaft zum Frommen des Vaterlands

mit deinem

Carl Ludwig Sand, d. G. G. B.
aus Wunsiedel.

Im Sommer 1818 unternahm Professor de Wette von Berlin aus zu Stärkung seiner Gesundheit eine Fußreise nach den Rheingegenden. Sein Weg führte ihn über Jena, wo Sand Gelegenheit fand, ihn kennen zu lernen, und als Sand von dessen Stiefsohn, seinem Begleiter auf dieser

Reise, gehört hatte, daß beide das Fichtelgebirg zu durchwandern beabsichtigten, bat er dringend, daß sie seine Eltern in Wunsiedel besuchen möchten. Von daher schreibt sich die Bekanntschaft de Wette's mit der Sand'schen Familie, die ihn gastfrei aufnahm, und mit ihm gemüthliche Stunden verlebte. Sand selbst schreibt über sein Bekanntwerden mit de Wette den 15. August folgendes in sein Tagebuch:

„Daß ich heute de Wetten sah, machte auf mein Gemüth wieder einen tiefen, lebendigen Eindruck. Was ist es doch mit dieser Höhe der Welt? — Es scheint ein scharfer Geist — aber kann er etwas anderes haben, als was das schlichte Gemüth umfaßt? — Mir ist aber, ganz recht und wohl geschehen, da ich in meinem, jetzt eben so recht zufriedenen und wohlweisen Sinn so leicht neben ihn mich stelle. So geht es mir immer; wenn's zum letzten Durchbruch kommt, ist es nicht mehr so! —“

Sand unterhielt mit K—r, seit er diesen kennen gelernt hatte, fortwährend einen Austausch der Ideen, welcher nach und nach darauf hinauslief, daß beide sich in ihren Ansichten und Meinungen als schroff entgegenstehend erkannten und K—r dem zu Folge Sand einen Aufsatz übergab, worin er, von Principien der Hegelschen Schule ausgehend, behauptete: daß da er nicht einsehe, weßhalb der Geist zu seinem Leben der Form des Endlichen bedürfe, d. h. warum außer Gott, d. h. der Seligkeit der Geister, noch was anderes sei, ihm der Inhalt und der Zweck der sogenannten Natur und des menschlichen Lebens leer und völlig gehaltlos erscheine; und daß er daher nicht thätig sein könne für die bloße Verbesserung des menschlichen Zustandes,

sondern seine ganze Kraft auf die Vernichtung der Natur und des menschlichen Lebens verwenden werde, dadurch nämlich, daß er die Idee der Geisterseligkeit, des wahren geistigen Lebens in sich zu entwickeln und zu verwirklichen strebe, so daß alsdann nach dieser Arbeit die Aufhebung dieses Lebens nichts mehr sei, als der bloße Triumph über die Form, das Ja zur Seligkeit, indem aber alles Endliche selbst in sein Wesen, die Seligkeit übergehen müsse, so daß was sei, nichts sei, als Gott sei. Es heiße dem Geiste Hohn gesprochen, daß er das, was sein Wesen sei, sein wahres Leben nur glauben, daß er sich mit dem Bettel dieses Lebens, mit dem, was man die Natur, was man Gemüth, Verstand und Vernunft und Freiheit nenne, begnügen und mittelst derselben seinen Zustand möglichst nach ihrer Forderung gestalten solle. — — Es sei die absolute Erschlaffung des Geistes länger in diesem Zustande zu beharren, der das Böse, so wie das Beharren darin — absolute Verrücktheit sei u. s. w.

Der Aufsatz geht nun auf die weiteren Beweise dieser wirklich kühnen Idee über, durch deren Schärfe auch Sand anfänglich verblendet wurde. Der Verfasser des Aufsatzes, der beim Theorisiren nicht stehen bleiben wollte, unternahm bald darauf eine kleine Reise, auf welcher er auch das Fichtelgebirg besuchte, um, sich selbst überlassen, seine Sache noch einmal zu prüfen und, wenn er sie für richtig befände, Mittel zu ersinnen, wie er sich als praktischer Philosoph bewähren könne. Sand stellte unterdessen im Stillen und mit andern Betrachtungen über obigen Aufsatz an, deren Ergebnisse sich in seinem Tagebuche finden, welche seinen tiefen,

ruhigen Geist bewähren und vielleicht sein ganzes folgendes Leben und Handeln fest bestimmten.

Den 22. August. „Gott, heute lebte ich mit K—r und seinem Aufsatz zusammen. — Ich bewundere, was ich keinem Menschen thue, seinen freien, tüchtigen Geist, der — was soll er noch mit dem Körper? — Ich werde hineingeführt aufs neue und ärger und ärger; ich kenne mich als Feigling — nur du, o Gott, kannst mir zum Klaren helfen!"

Den 1. September. — — — „Ich liebe dieses Menschenleben und mein Volk wirklich, möge es sich auch zeigen, wie es komme; ich erkenne, daß etwas Gutes, und daß mehr Gutes als Böses in der Welt sei, auch in solchen Stürmen; und ich glaube an den endlichen Sieg des Guten, wenn ich auch im reinsten Bestreben vor meinen Besten Freunden mit Nadeln zu Tode gemartet würde — deshalb stehe mir bei, o Gott, auch in diesem und allem zukünftigen Kampf, und helfe mir gnädiglich, — nicht zum Siege — aber dazu, daß ich diesen Glauben unerschütterlich, wie unser Heiland, vor allen Feinden bewähre ! ! ! —"

Den 24. September trat Sand mit H—ld eine Reise nach Leipzig, Wittenberg und Berlin an, auf welcher er alle auf diesem Wege gelegne Schlachtfelder besuchte. Weiter unten werden wir ein Bruchstück seiner Reisebeschreibung, welches hier zu sehr stören würde, einschieben. Wir reisen alsbald mit Sand nach Jena zurück und lesen blos das, was er auf der Rückreise am 10. October zu Jüterbock in sein Tagebuch schrieb.

„Hinter Jahn vor Herder, dessen Ideen wir heute vor uns haben. —“

„Unsere Erkenntniß, unser Glaube, unser Leben geht nicht zu Gott unmittelbar, geht nicht in den Himmelskreis; nicht einmal vom Jupiter aus vermögen wir unsere Erde von Außen zu beschauen; deshalb kann unsere ganze Menschenbildung und unsere Seelen- und Thatenwelt nie mehr sein und werden, als ein Morgengrauen, das Dämmern vor Sonnenaufgang. Die ewige Sonne geht uns erst im Himmel auf; Völker, Zeiten führen diese Dämmerung über sich. Die Thaten und Erscheinungen der Geschichte heißen nichts anderes, als Fallen des Nebels vor schwachen Strahlen der ewigen Sonne. Zu Hermanns, zu Carls Zeit, im Mittelalter und an seinem Ende unter Luther fiel bei uns Schatten und Nebel. Heute und 1813 ist ebenso auch ein frisches Erkalten, ein durch Morgenfrische Erstarken; das Nebelfallen ist sichtbar da, die schöne Dämmerung, das Herannahen des Herren kommt nach; wir wollen seiner demüthig und voll Sehnsucht harren!“

Bei seiner Zurückkunft nach Jena war K—r auch schon wieder daselbst. Am 20. October schreibt er folgendes über ihn und sich:

„K—r kam am Abend zu mir, war gesund, edel und frei, wie je, klar und fest, unerschütterlich, einig in seinen Gedanken. Er erzählte mir, wie er von jeher solche Ahnungen gehabt hätte, wie er aber jetzt völlig entschieden sei, wie er einig und klar werde über den Geist. Er denke ihn, und ein Stern sei ihm auf der Fahrt *) vor dem 18.

*) Fahrt: Reise, Wanderfahrt.

nach Erfurt aufgegangen. Dieser Stern solle zur Sonne werden; so entwickele sich die Idee immer heller in ihm; er sei entschieden, sie klar aufzufassen, sie auszusprechen, sie zu handhaben; sein Werk zu vollenden. Muthig müsse von den Seelen der Himmel erstürmt werden, vor dem Geiste müsse aller Schmutz der Sünde, aller Unterschied, was das Böse sei, völlig als leeres Trugbild sinken, und Menschheit, Erde und Himmelsgebäude wolle er stürzen! Nur in der Einheit sei ihm noch Seligkeit, in der ewigen gleichen Ruhe. — Doch achte er jeden Bruder als ihm gegenüber und erkenne ihn an, auf daß sie sich ergänzen! Er achte vorzüglich unser aller, besonders K-- ls Streben. Doch sei er über der Freiheit frei, und habe über dem Vaterlande eine andre Heimath. Er wisse sie zu suchen und sei fest entschlossen. — Ich stand ihm, fromm, wie je, gegenüber und bekannte, ich stünde fromm vor Gott, und wolle bestehen, und wolle nur heilig werden in dieser Welt, nicht heilig an sich. Könne er heilig werden an sich, so solle er es — ich müsse bleiben. Er aber gelobte frei, er wolle es unaufhaltbar wagen, oder als elende Schlacke vergehen! — So stehe er nicht für sich, sondern für uns alle, die wir Ein Geist seien, ein lautrer Geist. (Gerade als erlöse er uns alle). — — So klar, so erhaben, in mächtiger Ruhe sprach er dieß alles, wie ich ihn nie sah; ich verlor alles Gefühl der Unheimlichkeit; ich wurde als freier Bruder zu ihm hingezogen. Gott helfe! —"

Wenn wir den Verkehr dieser beiden Freunde benutzen, um vielleicht einen Aufschluß über Sands eigenthümliche Durchbildung zu finden, scheint es uns zugleich, als habe sich damals des letztern

religiöser Glaube und frommes Gemüth mehr und mehr von aller Schwärmerei, oder vielmehr, von allem Mysticismus gereinigt. Die ferneren Mittheilungen seiner Betrachtungen über die von K—r aufgestellten Sätze werden dieß noch mehr bestätigen. K—r aber wird uns wohl gern verzeihen, daß wir uns seines damaligen excentrischen Ideenschwunges bedienten, um diesen Zweck zu erreichen, zumal da es ihm gelungen ist, auf einem sichereren Wege sein edles, geistreiches Leben weiter zu leben, und es ihm gewiß zur Freude gereichen muß, jetzt zu sehen, wie im Streite mit ihm der Freund allmählig immer mehr Klarheit über sich und sein Streben gewonnen hat.

Am 2. November. „Sieg! unendlicher Sieg! Aus eigener Ueberzeugung, in eigener Art leben wollen, mit unbedingtem Willen, außer welchem in der Welt vor Gott mir nichts eigen ist, im Volke den reinen Rechtszustand, d. i. den einzig gültigen, den Gott gesetzt hat, gegen alle Menschensatzung mit Leben und Tod zu vertheidigen, die reine Menschheit in mein deutsches Volk durch Predigen und Sterben einführen zu wollen, das dünkt mir ein unbedingt Anderes, als „dem Leben, dem Volk entsagen“ (K—r). Dank dir, o Gott, für diese Gnade; o, welche unendliche Kraft und Segen verspüre ich in meinem Willen; ich zittere nicht mehr! Dieß der Zustand der wahren Gottähnlichkeit! —“

An seine Mutter, mit der er über sein geistiges Streben, wie immer, so auch jetzt, in Verbindung steht, findet sich in seinem Tagebuche folgender Brief:

„Treue, theuere Mutter! K—r, da haben sie recht, gilt mir als ein kühner und mächtiger Geist; denn er hat eine innige und feste Ueberzeugung und einen eigenen, gewaltigen Willen, und somit trägt er das Bild auf sich, was wir von Gott haben; aber seine Ueberzeugung ist der entschiedene Ekel vor allem Seienden, an allem Bestehen, Leben und Kampf; er trachtet verwegen alles, die Form und sich, wie er ist, zu zerstören, hat keine Freude am Dasein, an der Welt und an seinem Volke; die Menschheit, die ihm ein reines, heiliges Bild vorschweben sollte, wie wir sie verklärt wissen in Jesu, unserm Heilande, gilt ihm nichts, ist ihm nichts als ein Verharren in der Trennung, im Bösen."

„Und somit, theuere Mutter, muß ich ihnen sagen: ich kenne edlere, kühnere Helden in unserem Volke und in den Wegen, wo K—r mich zurückstößt und tödtet, da fühle ich mich zu diesen mit unsäglicher Gewalt hingezogen. Sie kennen auch, wie er, kein heiligeres Eigenthum des Menschen, als das Gut der höchsten, göttlichen Gnade, die Gottähnlichkeit, daß der Mensch eigenthümlich für sich Ueberzeugung und Willen habe; sie sind in ihrer Ueberzeugung völlig ohne Zweifel und in ihrem Willen so stark, wie K—r; aber ihre Ueberzeugung steht aufs thätige Leben und auf Kampfeslust hin, und mit ihrem Willen werden sie unwankbar den reinen Menschheitszustand, wo der Einzelne zu allem sich einleben und ausbilden kann, wozu ihn Gott erschaffen hat, in unser deutsches Volk hereinführen; werden die Menschheit in unserm Volke verherrlichen! Seit sie so sind, hat noch nie ein Zweifel

ihre Seele berührt, und sie haben noch nie gezittert!"

„Von dieser Geisteslust, und von diesen Siegen verspüre ich jetzt auch Regungen, und deshalb gebe ich den K—r völlig auf. Schon früher hat mich mein angeerbtes Gefühl immer von seinen Betrachtungen abgewandt; jetzt habe ich aber einen Glauben, die höchste Ueberzeugung auf dieser Erde, und will mich einzig freuen in dieser! —"

Am 15. November. „Am Abend kam K—r das erstemal, daß ich mich so recht liebend zu ihm gesellen konnte und in einem freien Verhältniß antwortete er mir auch auf mehrere entschiedene Fragen, daß er sich bestimmt berufen fühle und Ueberzeugung habe von so unendlich geistiger Macht; nur wisse er nicht, woher dieser Beharrungszustand," (das fortwährende Zaudern, zur Ausführung seines Werks zu schreiten,) „sei; und eben deshalb wolle er ihn um so mehr vertilgen. Er war so lieb und so treu, wie nur je."

Den 4. December. „Gott, eine Zeit solch reger Ergriffenheit, der innersten Kämpfe in meinem Seelenreiche, des Gottvertrauens und der Wehmuth, zweifelnder Kälte und des entschiedensten Willens zu Durchführung deines Willens, zur Erstehung der schwersten, äußersten Tugend in mir; eine Zeit solcher Art und Gewalt, als seit meiner Heimkehr von Berlin, habe ich noch nie erlebt. O, der seligen Stunden und Tage, da ich nach trübem, trägem Forschen deines Wesens, o Gott, immer wieder schwelgte in deiner Anschauung, in deiner Liebe, in der Liebe meiner Brüder und meines Volkes! O, der gewaltigen Stunden, da ich gebrochen in meiner bisherigen Geisterwelt, da ich

mich entscheide, unbedingt meinem Volke zu leben, da ich 1000 Fäden löse und zerreiße, die mich hielten, den Opfertod für's Vaterland zu sterben. Ich erkenne Ueberzeugung und Wille und Liebe für Gott und mein Volk — für das höchste Eigenthum meines Ichs, und entscheide mich mit meinem Willen unbedingt, o, ewiger heiliger Gott,

für dein Reich, die Freiheit!"

Den 5. December. „Der Gnaden will ich nur Eine, die ewige Gnade Gottes, die somit nie wiederkehren kann, sondern mit Setzen unseres Wesens erschöpft ist. Ich entsage dem schlaffen Glauben an ein augenblickliches Hervorgreifen der Hand Gottes, hieher den Tapeten in das Spiel der Natur und Menschenwelt; je mehr ich auf der andern Seite mein eigenes Gemüth hinaufsteigern, und deine Urgnade, o Gott, durch mein ganzes thätiges Sein und Leben preisen will; meine Seele soll diese unmittelbaren Berührungen mit dir, o Gott, nie verkennen, nie verstören, nie verlernen; hier dauert deine Gnade ewig fort, mit jedem Tage, hier in der Liebe. Ich will meinen Willen das höchste Geschenk Gottes, das einzige Eigenthum recht erkennen, und mit ihm mir all das Unendliche aneignen, was du um mich her zur Bewährung und Selbstschöpfung gelegt hast. Alle Gnaden verwerfe ich, die ich mir nicht selbst erwerben muß; jede Gnade ungewollt ist für mich keine, hebt sich in sich selbst auf! der Ueberzeugung nicht entschieden zu leben, nach Furcht und Menschensatzung sie kehren, nicht sterben wollen für sie, ist hündisch, ist die Schlechtigkeit von Millionen in Jahrtausenden! — Fliehe mit Besonnenheit das Schleichen des Satans. —"

Den 30. December. „Gott, wie ich mich sehne nach dir, nach nichts, als vor dir geistig zu erscheinen; so bitte ich dich auch, daß du über das innige Verhältniß waltest, in dem ich mit all' meinen Lieben stehe! Mehre meine und ihre Liebe, daß dadurch immer dein Licht in mir entzündet werde!"

Den 31. December. „So begehe ich den letzten Tag dieses Jahres 1818 in ernster feierlicher Stimmung, und bin gefaßt, der letzte Christtag wird gewesen sein, den ich eben gefeiert habe. — Soll es etwas werden mit unserem Streben, soll die Sache der Menschheit aufkommen, in unserem Vaterlande, soll in dieser wichtigen Zeit nicht Alles wieder vergessen werden, und die Begeisterung wieder auflohen im Lande, so muß der Schlechte, der Verräther und Verführer der Jugend, A. v. K., nieder — dieß habe ich erkannt. — Bis ich dieß ausgeführt habe, habe ich nimmer Ruhe, und was soll mich trösten, bis ich weiß, daß ich mit ehrlichem Willen mein Leben daran gesetzt habe? Gott, ich bitte dich um nichts, als um die rechte Lauterkeit und Muth der Seele, damit ich in jener höchsten Stunde mein Leben nicht verlasse."

„Schaue ich auf dich zurück, du Jahr, das mich meinem Ende nahe führte, o so liegt mir wieder in Klarheit vor das Menschenleben. o Gott, dich habe ich noch immer im Gefühl und in der Erkenntniß; du warst und bleibst mein einziger Glaube, meine treue Hoffnung, meine höchste Liebe, so sehr ich auch freier über dich denken lernte! In mir, — wurde ich der Kenntniß klarer, — liegt Alles; die Menschenwürde, wie sie Jesus uns lehrte, faßte ich inniger auf, als je. Im Gebiete meines Willens liegt Alles; wenn ich das

Gute, was ich in meinem Gemüthe mit meiner Ueberzeugung erfaßt habe, mit freier Entscheidung meines schaffenden Willens erstrebe, bin ich vollendet; aber wie weit bleibe ich hinter dem idealen Zustand in meinem äußeren Leben zurück! Die Trägheit, die Gewohnheit, sinnliches Wesen, Furcht, Eitelkeit und Falschheit lagern immer um unsern thätigen Willen, und die freie Seele ist mit einem Male in Gefahr, wie zu jeder andern Zeit, und kein Held ist vor ihren Stricken frei, bis zu seinem Ende. Nur mit ihm tritt Gewißheit ein, ob unser Leben lauter und rein, gut oder böse war. Nie werden wir Gott schauen, bis wir durch eigene Kraft unser Wesen läutern. Nach solcher Tugend steht mein einzig Begehren. — Herr, laß mir ein Ende bescheren, selig in kindlicher Reinheit, klar bewußt dieses ewigen Heils! —"

Bis hieher gehen Sands Tagebücher. Man darf sich nicht wundern, daß er schon mit dem Ende dieses Jahres diese Selbstprüfungen schloß. Er hatte jetzt nichts mehr zu thun, als den einen Gedanken und den Plan zur Ausführung seines Entschlusses noch einige Zeit still bei sich zu prüfen, um sich ganz mit beiden vertraut zu machen. Seine Lebensweise blieb ganz dieselbe und dieß ist allerdings merkwürdig als ein Beweis, wie sehr er mit sich und seinem Vorhaben im Reinen war. Sand besuchte nicht nur fortwährend mit der größten Ordnung seine Collegien, sondern es ergiebt sich auch aus seinen Heften, daß er selbst die letzten Stunden mit der gewöhnlichen strengen Gewissenhaftigkeit repetirte. Wahrscheinlich that er dieß, um, fortwährend beschäftigt, sich bis zur Ausführung

seines Vorhabens nicht aus Langerweile lästig zu sein, oder, (wenn dieß nicht gnügen sollte,) sich nicht dereinst, wenn ihm ein Zufall an derselben gehindert hätte, Vorwürfe machen zu müssen; denn Kotzebue konnte ja sterben, ehe Sand ihn erreichte, oder es konnte — und daß Sand diesen Gedanken nährte, geht aus dem weiter unten folgenden Briefe an die Seinigen hervor — es konnte ein anderer sich gefunden haben, der ihn „erlöse aus seinem tiefen Schmerze; und ihn lasse auf der freundlichen Bahn, die er sich erwählt hatte.“ Auffallender, und man könnte sagen, unbegreiflicher ist es dagegen, daß auch sein heiterer Sinn, seine Lebenslust unverändert dieselben blieben, und erst nachher, als Kotzebues tragisches Ende bekannt wurde, wollte man sich bestimmt erinnern, daß er kurz vor seiner Abreise ernster, stiller und weniger heiter erschienen sei. Allein dieß war wohl nur Schmerz der nahen Trennung von einem Orte und von Freunden, die ihm so theuer waren, — nicht der Entschluß zu jener That, die er ja schon „seit zwölf Monaten zur Reife gebracht“ und bei sich herumgetragen hatte. Diese Heiterkeit behauptete er auch bei allen Vorbereitungen, welche er zur Ausführung seines Vorhabens machte. So besuchte er z. B. die Anatomie gerade zu der Zeit eifrig, wo am Cadaver die Lage des Herzens gezeigt wurde, und ließ sich nach der Vorlesung von seinen Bekannten unter den Medicinern das Wesentlichste noch einmal wiederholen, wobei er nach jedem kleinen Umstand auf das Angelegentlichste sich erkundigte. Auch nicht die geringste Nebenabsicht hat man seinem heitern unbefangenen Wesen dabei abmerken können.

Eines Tages tritt A—s zu ihm in die Stube. Sand steht lauernd am Tische, ergreift ein Holz, läuft auf den Eintretenden zu, giebt ihm einen leichten Stoß ins Gesicht, und dann, als dieser mit den Händen das Gesicht zu decken sucht, einen heftigeren auf die Brust. A—s fragt erstaunt, was dieß heißen solle? „Siehst du," sagt ihm Sand ganz sanft, so muß man es machen, wenn man einen erstechen will; erst in's Gesicht, damit er mit den Händen danach fährt und zum Stoß in die Brust eine Blöße giebt." Darauf lachen beide und A—s erzählte einige Stunden danach, wie ihn Sand heut durch diesen Spuk erschreckt habe. Niemanden fiel dies im Geringsten auf, denn man war dergleichen unschuldige Scherze von Sand schon gewohnt, der, wenn er recht heiter und lustig war, öfters seine Freunde durch Mummereien, unverhofftes und unerklärliches Gepolter und dergleichen, in Unruhe zu versetzen suchte; ein Vergnügen, welches ihm schon früher bei jenen den Beinamen Spukmeier zugezogen hatte.

Am auffallendsten erschien aber seinen nähern Freunden nachher Sands Benehmen gegen sie während dieser letzten Zeit. Herzinniger als je, schloß er sich oft denselben an und auf, gerade als wollte er ein schöneres Bild von sich in ihre Herzen drücken. Wehmüthig sprach er oft über die Gegenwart und nächste Zukunft seines Vaterlandes, aber immer erstarrte sein ganzes Wesen wieder, wenn er darauf jene ermunterte, treu auszuhalten, wie es auch kommen möge. Allein früher fiel auch dieses keinem auf, da Sand bei seiner natürlichen Heiterkeit stets ernst war, und nicht selten auch das Geringste im Leben auf das Höchste in der Ewigkeit zu beziehen pflegte. Daß er aber stets der

Alte blieb, fleißig, heiter und freundlich gegen Jedermann, das weiß jeder, der ihn kannte und in der letzten Zeit mit ihm umging.

Wir knüpfen an diese Schilderung seines Benehmens in den letzten Tagen seines Aufenthalts in Jena einige Briefe aus derselben Zeit. Fast nach allen Seiten hin suchte er noch aufzuregen und anzuordnen und so enthüllen diese Briefe deutlich die heftigen Bewegungen seines Gemüthes.

Vor allen gehört hieher ein Brief an seine Mutter, den er nach seiner Zurückkunft von Berlin anfing, um Weihnachten aber erst beendigte und an dieselbe abgehen ließ.

Jena, Ende Novembers 1818.

„Theuerste Mutter. So bin ich denn nur froh, daß ich ihnen nur wieder tröstlichere Nachrichten schreiben kann. Als ich hieher zurückkam, war alles voll von Kriegsgeschrei: es waren sprechende Zeichen da, daß die Franzosen über unsere Brüder, die noch in Frankreich stehen, herfallen wollten, und so war denn alles unruhig, freudig oder traurig gestimmt, je nachdem Jedes Ansichten von einem solchen Kriege, seine Hoffnungen für's Vaterland und seine Umstände gerade waren. Alles war voll von diesem Kriegsgeschrei. Jetzt mit dem neuen Jahre hat sich gleich alles gelegt, und dieß ist für mich der liebste Gruß des neuen Jahres gewesen. — Wenn wir es freilich auch bedenken; so ist ja eben der Krieg nicht ein so großes Uebel für Deutschland. So lange wir Deutsche in unserem Lande wohnen, sind auch nicht zehen Jahre verflossen, innerhalb derer die Deutschen alle Frieden gehabt hätten, oder innerhalb derer nicht wenigstens einzelne Stämme unseres deutschen

Volkes in Kriege verwickelt gewesen wären. Wenn wir bessere Aussichten uns wünschen; wenn wir alle unsere vaterländischen Hoffnungen erreicht wissen wollen, so darf uns eben auch nicht so sehr bangen vor einem Kriege, und harte Kriege sind immer noch besser als Volksumwälzungen. — Dieß alles wohl im Herzen tragend, war ich aber dennoch recht froh, als sich der Kriegslärm wieder verlor, und wenn ich gleich wie einer an's Vaterland denke, und ihm opfern will ohne kleinlich an mich zu denken; so wäre mir die jetzige Lage der Dinge und unseres eigenen Familienstandes doch zu sehr aufgelegen und beide überschauend mußte mich immer das Gefühl quälen, es wäre theils noch nicht die rechte Zeit, theils fiele es gar zu hart. So scheint denn Gott gänzlich geholfen zu haben und wir befinden uns um so glücklicher in seiner Anordnung und wollen ihm dafür fröhlich danken. —"

„— — — — — — — — —."

„Um ihnen aber die Art unserer Freuden (in Berlin) in Kürze gehörig zu schildern, hebe ich unsern Umgang mit D. Jahn heraus. Er ist ein Held dieser Zeit, ein wahrhaft freier und edler Mann, gewachsen jedem Sturme in diesem Erdenleben und empfänglich für die zartesten Freuden des Geistes, ein rechter Mensch passend in alle Verhältnisse des Lebens. Was über seine Art besonders Aufschluß giebt, ist, daß er um die Zeit der französischen Revolution, in jener Zeit, wo alle edle Seelen für das Heiligste erglühten, von Eltern, die er hochrühmt, auf dem Lande seine Jugendbildung erhielt. An der Hand der Geschichte, die er mit voller Liebe erfaßte, verwilderte er aber

nicht, wie die meisten jener Zeit, sondern blieb in derber Sittlichkeit seinem Ziele unverrückt treu. Nun ist er ein Mann von Ehrfurcht gebietendem Aeußeren, rüstig am Körper, von starkem, schnellem Geiste, voll von Leidenschaft, aber Herr seiner selbst und mild als eine Maid; ein lebendiges Buch der belehrendsten Geschichte, besonders Meister unserer Sprache und Volksgeschichte; ein Mann, der an allen Hauptereignissen seiner Zeit thätigen Antheil nahm, von dem so viel Edles ausging und der nun als ein rechter Lehrer der Jugend mit ganzer Seele der Volkserziehung lebt; ein Held, der mit schöpferischer Kraft in die größten Angelegenheiten des deutschen Vaterlandes eingriff und den man hier im geruhigen Kreise des schönsten Familienlebens, dort in aufregendem Spiele mitten unter den munteren Knaben erblickt. Von ihm besonders eingewiesen, zogen wir heimwärts wieder über die auf dem Wege liegenden Schlachtfelder, deren wir schon auf dem Herwege mehrere besucht hatten. Wir hatten auf der großen Ebene bei Leipzig, wo ich mich beim ersten Eintrit in dieselbe nicht genug verwundern konnte, daß ich von hier an im Hintergrunde keinen Berg mehr sah, schon die Wahlplätze bei Leipzig, Lützen, mit dem einfachen Denkmale Gustav Adolphs, und bei Merseburg gesehen, wo Kaiser Heinrich der Finkler zuerst seine Städtebefestigungen anlegte gegen die herumschwärmenden Ungern, und sie 935 völlig schlug; wir hatten die Malhügel bewundert, deren auf diesem Plane so viele sind und die unsere Alten ihren Gefallenen errichteten; aber Jahn wies uns, als wir ihm in Berlin davon erzählten erst recht ein in jene Gegend. Er las uns eine herrliche Urkunde aus alter Zeit über die Schlacht mit

den Ungern, die wir in jener Kirche auf dem Schlachtfelde hätten finden können, wenn wir darum gewußt hätten, vor, und gab uns den rechten Fingerzeig über die Schlachtfelder von Großbeeren, (Jüterbock) Dennewitz und Leipzig. Bei Probsthayde, wo man in der Gegend von Leipzig am 18. am fürchterlichsten gewüthet und gestürmt hatte, wurde damals ein hohes Kreuz aufgerichtet, und mit Eichen umpflanzt. Die Sachsen hieben es in der Nacht um, und legten den Zettel hinzu: „hat der Preuß' das Land genommen, soll der Teufel 's Kreuz holen. —" Uns, als wir nach den Gräbern unserer Brüder fragten, hielten einige Bauern uns für Zahnbrecher, die den Todtenschädeln die schönen Zähne ausbrächen, um sie in der Stadt wieder einzusetzen und meinten: wir würden nichts finden, denn es seien schon zuviele dagewesen. — Zwar wehmüthig hierdurch berührt, daß unsere Todten von den Zeugen ihrer großen Thaten so mißhandelt werden, ließen wir uns doch auf diesem geweihten Boden in unserer Andacht nicht stören und sangen Gott und unsern Brüdern in lauten Liedern Dank für Sieg und Rettung. Zum bleibenden Gedächtniß nahmen wir uns Kugeln mit von Probsthayde und Möckern — —." *)

Nachdem er im Januar einen herzlichen Glückwunsch an seine Eltern gesendet hatte, in welchem er schrieb, „daß er Gott gebeten habe, seine und seiner Lieben sämmtliche Kraft in Anspruch zu nehmen dafür, daß sie dieselbe ganz zu seinem Preise und zur Erneuerung des deutschen Vaterlandes in

*) Sand kam damals zurück mit wenigstens zwölf Pfund Eisen, welches er von diesen Schlachtfeldern in erwähnter Absicht im Ranzen auf dem Rücken heimtrug.

der regsten Ergebenheit und Ergriffenheit gebrauchen möchten," beantwortet er eine Frage in einem Briefe seiner Mutter am Ende des Februars folgender Gestalt:

„Ich gehe nun sogleich über auf den letzten Punct, den sie in ihrem letzten Briefe berühren, ob ich mich dem Katheder oder Predigtstuhle widmen werde? Sie scheinen mich im mütterlichen Herzen selbst mit Vorliebe zu etwas bestimmt zu haben, und ich muß, um mit rechter Aufrichtigkeit ihnen hierauf zu antworten, die Antwort auf ihre Frage ganz aus dem Innersten herausnehmen. Ich bin rücksichtlich meiner Geistesbeschaffenheit von der gemüthlichen Art, daß ich empfänglich bin für alles innere Wissen, frei, so daß ich nichts der gewonnenen Wahrheiten annehmen kann, weil sie ein anderer als wahr aufstellt, sondern, was ich wissen soll, mir selbst wiederschaffen muß, und in dieser Rücksicht und im Umfassen des Ganzen danke ich Gott, im Vergleich zu andern, mit rechter Zufriedenheit für meine Gaben, bin auch noch überall hierin anerkannt worden. Es sollte mir also nicht fehlen, wenn es Büchermachens gälte, zu der Million, die wir haben, auch ein Paar zu Tage zu fördern, die in dem nächsten Umkreise mit Liebe gelesen würden; aber mit angeborner Leichtigkeit und Schnelle in der scharfen Zusammenstellung irgend eines Hauptfachs der Wissenschaften, oder in strenger Erforschung neuer Haupttheile zur Weiterführung des Ganzen schon so weit gediehenen und fein ausgebildeten Reiches der Erkenntnisse, wobei es beim akademischen Lehrer, wenn er ein rechter sein will, ankommt, mich auszuzeichnen, dieß möchte mir nicht gelingen. Um so mehr fühle ich mich mit ganzer Seele und mit eigenthümlicher

Begabung hingezogen zum Predigeramte und der Freund zu werden für eine kleinere oder größere Gemeinde. Dieß ist die rechte Art, daß jeder thue, wozu er die Gaben empfangen hat, und so sollte es auch in jedem freien Reiche, eine Haupteinrichtung sein, daß zwischen allen Aemtern für Geistesbildung und Reichsverwaltung weiter kein Rang und Besoldungsunterschied Statt habe, damit jeder, der sich berufen fühlt, und die öffentliche Prüfung besteht, üben könne, wozu er bestimmt ist, und wenn er dieß recht thut, so soll er auch vom Staate erhalten werden, daß er gehörig leben könne. — Doch dieß ist überhaupt nur der gewöhnliche und kleinere Beruf, der weiter keine Anerkennung fordert, als das Leben, und sich aber nie selbst genug sein soll. Besonders jetzt ist uns der geschichtliche Beruf, ein weiterer, öffentlicher Thatenkreis mehr als je vorgezeichnet, und wenn wir nicht ihm jenen engeren hintansetzen, so wird nie das Schöne werden, was wir schaffen sollen, und wonach die Geschichte einzig bei uns fragen wird. Lassen sie uns also insgesammt Gott bitten, daß er uns seinen Ruf hierzu nie überhören lasse; daß wir zur Zeit, wo es hierfür gilt den gewöhnlichen Lebenskreis zu sprengen, nicht feige und unschlüssig erfunden werden mögen. Ich habe in meinem bisherigen kleinen Wirkungskreise zwar schon einige Male erfahren, daß wie man es gewöhnlich nennt, Gefahren der Art glücklich vor mir vorüber gegangen sind, aber nur um so größer wird dadurch die Mahnung, zu jeder Zeit Gut und Blut daran zu setzen für die Sache des Vaterlandes; Alles der Art steht, nach meinem Glauben, in Gott; „Er wird uns,“ wie Schenkendorf herrlich singt,

„Er wird uns selber leiten,
Den Weg bereiten
Und mit den Augen deuten
Auf mancherlei —
Ob's etwa Zeit zu streiten,
Oder ob's Rasttag sei! —
Wir sehen schon vom Weiten —
Die Grad und Zeiten
Von unsern Seligkeiten; —
Nur treu! Nur treu! —“

Der Brief schließt hierauf mit Aufträgen und Grüßen.

Außer diesen Briefen findet sich noch einer vom Anfang des März an den mehr erwähnten El—r, einen seiner Schul- und Universitätsfreunde, den letzterer selbst bekannt gemacht hat. Wir setzen ihn hieher, ohne irgend eine Bemerkung über denselben, indem es blos an dem guten Willen der Leser liegen kann, ob und wie sie diesen Brief verstehen wollen, der unseres Erachtens nichts weiter behandelt, als daß jeder an seinem Platze vor allen aber der Geistliche nach seiner Ueberzeugung handeln und predigen solle. Wir würden selbst dieses nicht berührt haben, wenn man nicht hie und da diesen Brief mit den schnödesten Glossen in öffentlichen Blättern abgedruckt hätte, da er uns der Hauptsache nach ganz klar, und keiner Erklärung bedürftig zu sein scheint.

„Theurer Freund! Recht im Innersten griff es mich an, daß du dich von deinen Eltern hast nach Heidelberg schicken lassen, während du doch vorhattest, nach Jena kommen zu wollen. Ich merkte die wahrscheinliche Meinung und Absicht in diesem Schritte deiner Eltern, daß sie dich nicht staatsgefährlich werden lassen und als einen mit Gehorsam, Sinn für Ruhe und Reichthum und

mit Kenntnissen gezierten Staatsbürger wollen zu Hause haben, um ja nicht in ihren menschlichen Lebensplanen gestört zu werden. Ich dachte mir: folgt E......., den ich vorzüglich wegen seiner Willensstärke und wegen seines festen Sinnes für Rechtschaffenheit so innig liebe und schätze, hier in diesem Kleinen, wider seinen Willen und seine Einsicht, dem gewöhnlichen Herkommen; um wieviel weniger wird er dann dereinst dem Vaterlande treu das Seinige opfern, wenn es nicht mehr beim bloßen Rufe bleiben kann, sondern wo wir für die warme Idee des großen deutschen Vaterlandes wirkliche Schande und Schmach, Hunger und Rabenstein einhandeln müssen. Willst du in deinem künftigen Berufskreise nicht für die Einheit der Brüder und die Freiheit der Deutschen leben, und dafür entweder siegen oder bis zum Tode kämpfen, so verdirbst du dir dadurch nichts, als deine eigne Seligkeit; denn wie Einer hast du die Noth und Zerrissenheit unsers Vaterlandes erkannt und hast mit dieser Einsicht die höchsten Pflichten auf dich genommen. Wenn wir nicht bei Zeiten auf den Gedanken kommen: von jedem unter uns hängt eben so viel ab, als von jedem andern, der in höherm oder niederm Einflusse zum Staate steht, wenn wir nicht den ernstlichen Einschluß fassen: nächst dem gewöhnlichen Wirken auch nach jenen höhern vaterländischen Tugenden zu streben, so wird nie werden, was zu schaffen uns auferlegt ist. Laß uns auf der Hut sein, daß nicht auch auf uns jene Schmach sitzen bleibe, die seit 200 Jahren, traurig genug! auf den deutschen Protestanten lastete, weil sie bei den verwirrten Verhältnissen nach der Reformation nicht zur That kommen, und bei Mühlberg und zu vielen andern Zeiten nicht siegen oder

sterben konnten. Ich hörte durch A—n, mit dem ich hier recht selig zusammenlebe, daß du die Theologie aufgegeben habest, und meine, auch dies sei nicht die rechte Art. Wenn du dich jetzt gleich um so mehr auf die Jugend-Erziehung verlegen magst, so solltest du doch das ganze christliche Lehramt nicht deshalb aufgeben, weil du wahrscheinlich in der Gottesgelahrtheit freier hast denken gelernt, als andere; sondern es ist dir um so strengere Pflicht, gerade dies, was du erkannt hast, mit allem Eifer zu predigen, und unsre zerrissene, traurige Lage in Religionssachen kommt nur davon her, daß eben die Ueberzeugungen in den letztern Jahren so schwach waren, daß nur sehr Wenige Leidensfreuden dafür übernehmen mochten. Sollen wir aus unsrer Engherzigkeit und aus dem letzther verkrüppelten Wesen herausgerissen werden, und wieder zu einer Lebenstreue und Einigkeit, zu einer Wärme in unserm Erdentreiben kommen; so hat jeder von uns die strengste Pflicht auf sich, gerade das zu predigen, was seine Ueberzeugung ist; und wenn wir es fromm vor Gott so mit Ernst anfangen; so werden wir auch über Jene siegen; über die, die eben keine lebendige Ueberzeugung haben, und deshalb in der alten Gewöhnung und im ergebnen Gehorsam sich noch gefallen. Lebe wohl! Gott helfe mir und dir, daß wir bis in den Tod treu bleiben der Menschheit und dem Vaterlande, dem Volke, aus dem sie uns aufsteigt.

Jena, Anfang März 1819.

Dein deutscher Bruder,

Carl Sand.

So war also der März herangerückt. Mehrere seiner Vorlesungen näherten sich ihrem Schlusse. Da erklärte Sand, daß er in Familienangelegenheiten verreisen werde. Er ordnete wie gewöhnlich seine Angelegenheiten auf das Sorgfältigste und nahm darauf von allen seinen Freunden Abschied auf eine Art, deren Bedeutung jedoch alle erst später erkannten. Allen fiel es vierzehen Tage später ein, warum ihnen Sand damals beim Abschied die Hand so innig gedrückt, warum er ihnen so mild und doch so fest in's Auge geschaut habe. Er hatte ja auf lange Zeit Abschied nehmen wollen und hätte es jedem gern gesagt, wenn er nur gedurft hätte.

Den 7. März lud Sand mehrere Freunde und frühere Universitätsbekannte aus Erlangen zu sich ein, um den Abend mit ihnen fröhlich hinzubringen. Auch diese merkten keine Umwandlung an dem lange bewährten, sonst so offenherzigen Freunde. Er war, wie das Gespräch sich eben wandte, ernst und heiter. Wenn ein Umstand hier besonderer Erwähnung verdient, so ist es der, daß der fromme Theolog mit inniger Freude zu wiederholten Malen seinen Freunden versicherte, daß der Student N. N., obgleich katholisch, von ächten, wahren Freiheitsgeiste durchdrungen, gewiß auf der betretenen Bahn das Heil der Menschheit nie aus den Augen verlieren werde. Auch äußerte er den lebhaften Wunsch den N. N. herbeizuholen, um sie alle von dem Gesagten zu überzeugen.

An diesem und dem folgenden Abende war er überaus aufgeheitert, lehnte aber die angebotene Begleitung für den andern Morgen ab und versprach nach Jena zurückzukehren, wo er auch, um

allen etwanigen Verdacht zu entfernen, für das Sommerhalbjahr sich wieder eingemiethet hatte.

Am 9. März trat er in aller Frühe die verhängnißvolle Reise an, aber nicht zu Hause, sondern über Erfurt und Eisenach, wo er die Wartburg wieder besuchte und unter einige mattherzige Inschriften in das Buch des Wirthes schrieb:

„Drück dir den Speer ins treue Herz hinein,
Der deutschen Freiheit eine Gasse!

Was sollen auch die alten Schlafmützen schaffen? Vertraut auf euch selbst und baut im eignen Herzen Gott und dem Vaterlande einen Altar auf! —“

Von da reiste er weiter nach Frankfurt, wo er jedoch erst am 17. eintraf. Ueberall hat man in ihm auch auf dieser Reise nur den heitern, liebevollen Jüngling gesehen, der den verschiedenartigsten Menschen Achtung und Zuneigung abzudringen wußte. Von Frankfurt nahm er seinen Weg über Darmstadt und traf am 22. März in Mannheim ein, wo er unter dem Namen Heinrichs in dem Gasthause „zum Weinberg“ einkehrte. Gleich nach seiner Ankunft erkundigte er sich, wo der Hr. v. K. wohne. Am 23. Vormittags begab er sich in dessen Wohnung und ließ sich melden, ward aber nicht angenommen. Mittags machte er einen zweiten vergeblichen Versuch; kehrte dann in den Gasthof zurück, aß mit den andern Gästen, und gefiel allen durch seine lebhafte, unbefangene Unterhaltung. Nachmittags 5 Uhr ging er zum dritten Male hin und ward vorgelassen. Doch ging Hr. v. K. aus dem Zimmer, worin er sich mit seiner Familie befand, heraus, und empfing Sand im Vorzimmer. Weiter gehen die Nachrichten nicht, indem keine Zeugen zugegen waren. Die That ist bekannt. Der Dolch ward mit

Sicherheit geführt, er traf das Herz, und nach wenigen Augenblicken war Kotzebue verschieden. Als Frau und Tochter herbeieilten, lief Sand die Treppe hinab, und stieß sich selbst einen zweiten Dolch in die Brust, (nach andern in den Unterleib). Ob und was er dabei gesprochen, ist nicht mit Zuverlässigkeit bekannt geworden. Die vielen Zeitungsnachrichten aus dieser Zeit sind großentheils erlogen, alle schwankend. Sand, dessen Wunde nicht unmittelbar todtlich war, ward ins Hospital gebracht und fortan in dem strengsten Verwahrsam gehalten; wir wissen daher aus der ganzen Zeit bis zu seiner öffentlichen Hinrichtung mit Gewißheit nur soviel, daß er bei fortwährenden und heftigen Schmerzen und Leiden stets freundlich, liebreich, duldsam und Gott ergeben blieb, und die Theilnahme der ihn Umgebenden in immer höherm Grade erregte *).

---

*) Wie wenig man auf alle die Zeitungsnachrichten aus jener Zeit bauen könne, geht aus folgendem hervor; Allgem. Zeitung Nr. 115. Mannheim d. 17. April.

„Ich habe versprochen, ihnen über den weitern Erfolg der Untersuchung in der Kotzebueschen Mordgeschichte authentische Nachrichten mitzutheilen. Dem zufolge melde ich ihnen, daß in dieser Angelegenheit, gleichwie in der Metaphysik, die Bestunterrichteten „nur wissen — daß sie Nichts wissen.“ Alle Umgebungen des Mörders, nämlich Wächter, Aerzte, Pfarrer und Richter, haben sich besonders und eidlich verpflichten müssen, nichts zu sagen; weder was Sand thut, noch was er spricht, noch wie er sich befindet; ja nicht einmal, ob er noch lebt, oder schon todt sei. Diese vorsichtige inquisitorische Maßregel wird mit solcher Gewissenhaftigkeit vollzogen, daß ich sie bitten muß, keinem von den laufenden Gerichten Glauben beizumessen, indem alle, ohne Ausnahme, nur auf Ver-

Als am 26. März die Nachricht aus Mannheim in Jena eintraf, ließ der akademische Senat daselbst sogleich Sands Zimmer öffnen und fand unter mehreren Papieren auch einen an die Burschenschaft gerichteten und für dieselbe bestimmten Brief, der aber der Burschenschaft nicht ausgeliefert ward, sondern in den Händen der Behörden geblieben ist. Sand ersucht darin die Burschenschaft, „ihn aus ihrer Mitte zu entlassen. Er giebt als Grund an, daß er sie dadurch mehrfachen Unannehmlichkeiten überheben wolle; weil es ihr nicht gleichgültig sein könne und werde, wenn er auf dem Rabensteine sterbe; und er hierdurch nur dem zuvorzukommen suche, was sie ohnehin unter diesen Umständen für nothwendig erachtet haben würde — die Ausschließung aus ihrer Mitte."

In einem zweiten, gleichfalls versiegelten, an seine nähern Freunde und Bekannten gerichteten Briefe, bezeichnet er die That, zu welcher er sich anschicke und mit welcher er lange schon umgegangen sei, nämlich den Staatsr. v. K. mit eigener Hand zu ermorden, „freilich sei es ihm schrecklich, einen Menschen zu morden, aber er könne unmöglich länger der innern Stimme widerstehen, die ihn unabläßig treibe, den Vaterlandsverräther aus dem Wege zu räumen. Schon seit langer Zeit habe er den aus ihm selbst hervorgegangenen Plan gehegt, und wolle jetzt zur Ausfüh-

muthungen gegründet sind. So z. B. daß Sand eine lebensgefährliche Operation ausgestanden habe, bei der er gewußt, daß er sich mit einem einzigen tiefem Athemzuge tödten könne, welches er denn mit großer Standhaftigkeit unterlassen habe und dgl." —

rung schreiten. Man solle sich um ihn nicht ängstigen; er wisse einen sichern Ort, wohin er entkommen könne."

Diese Briefe sind von den zur Beschlagnahme abgeordneten Beamten erst geöffnet, mithin ihrem Inhalte nach vor dem 26. März Niemandem bekannt geworden. Vrgl. Hamb. Corr. Nr. 54 u. 65.

Leider können wir sie auch jetzt nicht vollständiger mittheilen, hoffentlich werden sie mit den übrigen Akten bekannt gemacht, was zumal in Bezug auf den letztern sehr zu wünschen wäre, theils um mit Sicherheit zu erfahren, wie Sand sich über das „Entkommen" ausdrückte; ob er wirklich die Absicht hatte, nach verübter That wo möglich zu entfliehen, oder ob der „sichere Ort" auf jene Welt deutet — theils um durch dieses wahrscheinlich an seine engsten Freunde in Jena gerichtete Schreiben mit Gewißheit zu beurkunden, daß er wenigstens unter diesen keine Mitwisser seiner That hatte.

Außerdem sind noch einige Briefe und Aeußerungen Sands bekannt geworden.

Das Wichtigste aber ist ein längerer von ihm hinterlassener Brief, der in vielen Zeitungen, jedoch mit Zusätzen, Auslassungen und Verdrehungen mitgetheilt worden ist. Woher diese Verfälschung? das wissen wir nicht, wollen aber dies merkwürdige Document hier dem Originale ganz treu mittheilen, überschrieben:

„An alle die Meinigen."

„Treue, ewigtheure Seelen!"

„Warum euch den Schmerz noch lange mehren, dachte ich und schwankte euch hiervon zu schreiben. Aber bei plötzlicher Nachricht über meine

That möchte euch der harte Gram zwar leichter und schneller vorübergehen; doch die Liebestreue wäre dadurch verletzt, und ganz gebrochen kann ja der tiefe Schmerz nur dadurch werden, daß wir den ganzen Kelch voll Wermuth rein ausleeren, und uns dabei fromm zu unserm Freunde halten, dem treuen, ewigen Vater im Himmel. — Also heraus aus der umschlossenen, bangen Brust, hervor du lange große Qual der letzten Rede, die aufrichtiger Art, einzig den Abschiedsschmerz versüßen kann.

Euch bringt dieß Blatt des Sohnes, des
Bruders letzten Gruß zurück!

Gesagt, gewünscht habe ich immer viel; es ist an der Zeit, daß ich die Träumereien lasse, und die Noth unseres Vaterlandes drängt zum Handeln.

Dieß ist unstreitig der höchste Jammer in dem Erdenleben, wenn die Sache Gottes durch unsre Schuld in ihrer regen Entwickelung Stillstand nimmt, — dieß für uns der entehrentste Schimpf, wenn all das Schöne, was von Tausenden kühn erstrebt wurde, und wofür sich Tausende freudig geopfert haben, nun als ein Traumbild, ohne bleibende Folgen, in trübem Mißmuth wieder erschlaffen; wenn die Reformation der alten abgelebten Art jetzt auf halbem Wege verknöchern sollte. Unsere Enkel würden diese Trägheit zu bejammern haben. Der Anfang zur Erneuerung unsres deutschen Lebens wurde in den letzten 20 Jahren, besonders in der heiligen Zeit 1813 mit gottgetrostem Muthe begonnen; das väterliche Haus ist von Grund aus erschüttert; — Vorwärts! Laßt es uns wieder aufrichten, neu und schön, einen rechten Tempel Gottes, wie ihn unsre Herzen ersehnen! Nur wenige stemmen sich, als ein Damm gegen

den Strom der Entwickelung des höhern Menschlichen im deutschen Volke. Warum beugen sich ganze Schaaren wieder unter das Joch dieser Argen? Soll uns das erst erwachte Heil wieder ersterben?

„Viele der ruchlosesten Verführer treiben ungeahndet, bis aufs völlige Verderben unseres Volkes hin, bei uns ihr Spiel. Unter ihnen ist Kotzebue der feinste und boshafteste, das wahre Sprachwerkzeug für Alles Schlechte in unserer Zeit, und seine Stimme ist recht geeignet, uns Deutschen allen Trotz und Bitterkeit gegen die ungerechtesten Anmaßungen gar zu benehmen, und uns einzuwiegen in den alten faulen Schlummer. — Er treibt täglich argen Verrath am Vaterlande und steht dennoch, geschützt durch seine heuchlerischen Reden und Schmeichlerkünste und gehüllt in den Mantel eines großen Dichterruhms, trotz seiner Schlechtigkeiten als ein Abgott für die Hälfte Deutschlands, die von ihm geblendet, gern das Gift annimmt, das er in seinen Zeitschriften darreicht. — Soll nicht das ärgste Unglück über uns kommen, — denn diese Vorposten werden nichts Freies und Gutes aufkommen lassen, oder zur Zeit der Gährung mit den Franzosen zugleich unter uns wüthen, — soll nicht die Geschichte unserer Tage mit ewiger Schmach behaftet sein, — so muß er nieder!“

„Ich spreche immer: Wenn etwas Heilbringendes erstehen soll, so laßt uns Kampf und Mühe nicht scheuen, und die rechte Freiheit und Begeisterung des deutschen Volkes erwächst uns nur dann, wenn vom braven Bürger gewettet und gewagt wird; wenn der Sohn des Vaterlandes in dem Streite für Recht und für die höchsten Güter, mit Hintansetzung alles Lieben, nur den Tod liebt! —

Wer soll auf diesen erbärmlichen Wicht, auf diesen bestochenen Verräther losgehn? — In Angst und bittern Thränen zum Höchsten gewandt, warte ich schon seit geraumer Zeit auf einen, der mir zuvorkomme und mich, nicht zum Morde geschaffen, ablöse, der mich erlöse aus meinem Schmerz und mich lasse auf der freundlichen Bahn, die ich mir erwählt habe. Es zeigt sich trotz all meines Gebetes Keiner, und es hat auch jeder, so gut wie ich, das Recht, auf einen anderen zu warten. Zögerung macht unsern Zustand immer schlimmer und erbärmlicher, und wer soll uns von der Schande befreien, wenn Kotzebue ungestraft den deutschen Boden verlassen und in Rußland seine gewonnenen Schätze verzehren wird? — Wer soll helfen, retten aus dieser unseligen Lage, wenn nicht jeder, und in meinem Gebiete zunächst ich, den Beruf fühlt, Gerechtigkeit zu verwalten, und zu handhaben, was für's theure Vaterland geschaffen werden soll? — Also nur muthig daran! auf ihn will ich gottgetrosten Muthes losgehn (erschrecket nicht!) ihn, den Schänder und Verführer unsres Volkes, den grausamen Verräther niederstoßen, daß er aufhöre, uns von Gott und der Geschichte abzuwenden, und uns in die Hände der arglistigsten Feinde abzugeben. Dazu treibt mich ernste Pflicht. Seit ich erkannt habe, welch Hohes in dieser Zeit für unser Volk zu erstreben ist, und seit ich ihn kenne, den falschen, feigen Schurken, ist das für mich, wie für jeden Deutschen, der das Wohl des Ganzen berathet, ein strenges Muß geworden. Möchte ich durch diese Volksrache alle Regen und Gemeinsinnigen darauf hinverweisen, wo wahre Falschheit und Gewalt droht, und bei Zeiten die Furcht aller und die rüstige Jugend gegen die rechte Spitze

kehren, um das gemeinsame Vaterland, Deutschland, den immer noch zerrissenen und entwürdigten Staatenbund aus der nahen großen Gefahr zu erretten, möchte ich Schrecken über die Bösen und Feigen, Muth über die Guten verbreiten! Schriften und Reden wirken nicht, — nur die That kann einen. — Möchte ich wenigstens einen Brand schleudern in die jetzige Schlaffheit, und die Flamme des Volksgefühls, das schöne Streben für Gottes Sache in der Menschheit, das seit 1813 unter uns aufgeregt ist, unterhalten, mehren helfen! Deshalb bin ich, obgleich aufgescheucht aus allen bisherigen schönen Thräumen für ein künftiges Leben, dennoch ruhig und in Gott voll Zuversicht, — ja selig, seit ich durch Nacht und Tod mir die Bahn vorgezeichnet weiß, meinem Vaterlande heimzuzahlen, was ich ihm schulde."

„So lebt wohl, ihr treuen Seelen! Es fällt die schnelle Trennung schwer, und eure Erwartungen, wie meine Wünsche, sind wohl getäuscht; doch mag dies Eine — Vorbereitung sein und trösten, daß wir ja immer, was die Noth des Vaterlandes erheischte, zuerst von uns selbst verlangten; — was sich bei mir zum unverbrüchlichen Grundsatz eingelebt hat."

„Ihr werdet bei euch sprechen: „hat er doch durch unsere Opfer das ganze Leben auf dieser Erde, die Freuden in dieser Menschengesellschaft kennen gelernt, und schien mit Innigkeit dieß Land und den erwählten Beruf zu lieben? Ja, dieß war, dieß that ich. — Unter eurem Schutze, durch eure unzähligen Opfer sind mir Land und Leben so innig lieb geworden. Ihr ließet mich in die Wissenschaft einführen; in freier Geistesbeschäftigung habe ich gelebt, habe in die Geschichte

geschaut und bin dann wieder zurückgekehrt in mein eigenes Gemüth, um mich an dem festen Pfeiler des Glaubens hinaufzuranken zum Ewigen und durch freie Forschung des Verstandes mir über mich selbst und über die Größe meiner Umgebungen klarer zu werden. Ich habe die Wissenschaften in der gewöhnlichen Ordnung nach Kräften betrieben; wurde in den Stand gesetzt, das Gebiet unsers menschlichen Wissens zu erschauen und habe mich wieder ausgesprochen darüber mit Freunden und Männern, und habe, um für's Leben selbst geschickt zu werden, Sitten und Getreibe der Menschen in verschiedenen Theilen Deutschlands kennen gelernt. — Als ein Prediger des Evangeliums wollte ich freudig dieß Leben bestehen und bei allenfallsigem Umsturz unserer Lebensformen und der Wissenschaft sollte mir auch Gott helfen, meines Amtes treu mich zu bewähren. — Aber sollte mich dieses Alles abhalten, der nahen Gefahr des Vaterlandes selbst abzuwehren? Muß mich eure unsägliche Liebe nicht grade anfeuern, den Tod einzusetzen für das gemeinsame Wohl und unser Aller Streben? So viele der jetzigen Griechen sind schon gefallen, um ihr Volk von der Strafruthe der Türken zu befreien, und sind fast ohne allen Erfolg, ohne alle Aussicht gestorben, und Hunderte von ihnen, auch unter uns durch Bildung sich weihend, lassen dennoch den Muth nicht sinken, und sind bereit, sogleich wieder das Leben für das Heil ihres Landes dahinzugeben — und ich wollte nicht sterben? und wir, denen die Rettung und Erschaffung der höchsten Güter so nahe liegt, wollten nichts dafür thun?

„Ob ich eure Liebe verkenne? oder dagegen leichtfertig wäre? Glaubet's nicht! Was sollte

mich ausrüsten zum Tode, wenn nicht grade jene Liebe zu euch und zum Vaterlande, die mich treibt, sie euch zu beweisen?"

„Mutter, du wirst sagen: warum habe ich einen Sohn groß gezogen, den ich lieb hatte, und der mich liebte, für den ich in tausend Sorgen und stetem Kummer litt, der durch mein Gebet empfänglich wurde für das Gute, und von dem ich auf meiner müden Lebensbahn in den letzten Tagen kindliche Liebe verlangen konnte? Warum verläßt er mich nun? Theure Mutter, möchte nicht auch die Pflegerin irgend eines andern so klagen, wenn er für das Vaterland hinginge, und wenn es keiner thun wollte, wo bliebe das Vaterland? — Weit ist auch die Klage von dir entfernt, und du kennest solche Reden nicht, edle Frau; schon einmal habe ich deinen Ruf vernommen und wenn jetzt Keiner hervortreten (wollte) für die deutsche Sache; so würdest du mich auch diesmal selbst zum Kampfe voranschicken. Noch zwei Brüder und Schwestern, alle rechtschaffen und edel, habe ich vor mir; sie bleiben euch; — ich folge meiner Pflicht und an meiner Statt werden euch alle Jünglinge, die es redlich meinen mit dem Vaterlande, als treue Kinder zugethan sein."

„Meine Bestimmung ist diesem nach gegeben. Ob ich noch 50 Jahre leben würde, ich könnte nicht reger und inniger leben, als in diesen letzten Jahren. Dieß ist unsre Bestimmung, daß wir erkennen den einig wahren Gott, gegen das Böse ankämpfen und dagegen den Vater mit unserm ganzen Leben preisen. In der Welt haben wir Angst, aber in Gott können wir diese, wie Christus, überwinden; o! daß uns in vollem Maße sein Friede werde! — Verlassen auf dem einsamen Wege,

den ich wandeln soll, habe ich keine andre Aussicht, als auf ihn, den gnädigen Vater; in ihm fasse ich aber auch Muth und Stärke, die letzte Bangigkeit zu überwinden und meine ernste That männlich zu vollführen."

„Seinem Schutze, seiner Tröstung empfehle ich euch; möge er euch zu der Freude erheben, die Unfälle nicht zu trüben vermögen. Gebet den Harm auf gegen die dauernde Freude in ihm und achtet nicht so sehr auf meinen Thränengruß, als vielmehr auf die Liebe, die zwischen uns besteht und nicht untergehen kann. Dann aber stehet in allen Stürmen treu mit dem Vaterlande! Führet eure Kleinen, denen ich so gern ein liebender Freund geworden wäre, baldigst hinaus auf unserm gewaltigen Berge und lasset sie dort auf dem erhabenen Altar in Mitten Deutschlands der Menschheit sich weihen — und gelübden, nie ruhen, vom Schwerte nie ablassen zu wollen, bis wir Brüderstämme in Freiheit geeiniget, bis alle Deutschen, wie das eine Volk, — so auch in einem Reiche freier Verfassung, groß vor Gott und mächtig gegen die Nachbarn, aufs Innigste verbunden sind!"

„Im freudigen Aufblick zu dir, ewiger Gott, bestehe mein Vaterland! Dein Segen komme reichlich auf die kampfrüstige Schaar im deutschen Volke, die, deine großen Gnadengaben erkennend, die Sache der reinen Menschheit, dein Abbild auf Erden, zu fördern muthig entschlossen ist."

„Das letzte Heil, das höchste liegt im Schwerte
Drück dir den Speer in's treue Herz hinein
Der (deutschen) Freiheit eine Gasse!"

Jena, Anfangs März 1819. „Euer
in Liebe euch ewig verbundener Sohn
und Bruder und Freund
Carl Ludwig Sand."

So schied Sand von den Seinigen, nicht verläugnend eine warme Liebe zum Leben und zu allem, was ihm auf Erden theuer geworden war. Aber hätte er auch ohne diese Liebe die Gedanken fassen können, dem Vaterlande durch seinen Tod ein Opfer zu bringen, wenn er nicht mit den innigsten zartesten Banden an das Leben geknüpft gewesen wäre?

Diesen Heldensinn, diese Ueberwindung seiner selbst, nenne man sie Schwärmerei, oder was man sonst der Herzensgröße für Namen und Motive unterzulegen gewohnt sein mag, tritt noch in seiner ganzen ihm eigenthümlichen Kraft und Schönheit hervor, als schon sein Körper durch Leiden entkräftet sichtlich dahin schwand. Hier sind statt aller übrigen Beweise zwei Briefe, welche er während jener Zeit an seine Eltern schrieb.

„Theuerste Eltern und Geschwisterte!"

„Die Großherzogliche Untersuchungscommission hat mir gestern endlich mitgetheilt, daß es möglich wäre, daß mir die hohe Freude zu Theil werden könnte, von ihnen hier aufgesucht zu werden, und vielleicht sie, gute Mutter, mit einigen von den Geschwisterte dahier zu sehen."

„Ohne überrascht zu sein von diesem neuen Beweise ihrer elterlichen Liebe, wurde die innere Sehnsucht nach freudigem Zusammenleben mit ihnen durch diese schmeichelnde Hoffnung wieder mächtig in mir rege, Freude und Schmerz, Verlangen und Entsagung regten mein Herz auf und ich mußte die aufgährenden Regungen vor der Macht habenden Vernunft gegen einander abwägen, um mein selbst Herr zu werden und zu einer richtigen Entscheidung rücksichtlich meiner Wünsche zu gelangen."

Die Entscheidung fiel auf Seite des Entsagens. — So sehr auch nur ein Blick in ihre Augen, geschweige denn der völlige Umgang auf kurze Zeit und die erhebenden Worte ihres Herzens mich stärken und erfreun könnten; so kennen sie doch meine Lage überhaupt — kennen den natürlichen Gang einer jeden peinlichen Untersuchung zu gut, als daß sie nicht, wie ich, finden sollten, daß die mancherlei möglichen Störungen auf alle Fälle den Grad der Freude unsers Zusammenseins trüben, wo nicht gar völlig vernichten würden, so daß der Schmerz des Abschiedes, zum Ersatz einer langen beschwerlichen Reise, am Ende heftiger werden möchte, als der, der uns in unserer körperlichen Trennung begleitet. — Lassen sie uns, nach Gottes Willen, abermals bei der Entsagung stehen bleiben und jene fröhliche Gemeinschaft im Geiste pflegen, aus der ich täglich so viele Freude schöpfe und die uns stets vergönnt sein wird, ob sie gleich weit über jenem irdischen Gute steht."

„Wie es mit meiner körperlichen Lage steht, weiß ich selbst nicht. Sie sehen schon aus meinem eigenhändigen Schreiben, daß ich jener anfänglichen Ungewißheit entrissen bin, im Uebrigen kenne ich den Zustand meines Körpers zu wenig, um über den anhaltenden, täglich fast sich gleich bleibenden, aber leicht zu ertragenden Krankheitszustand ein geltendes Urtheil fällen zu können. Dabei bin ich aber immer recht getröstet und Gott hilft mir in Allem, was da kommen mag, Muth und Standhaftigkeit zu bewahren — Er möge mir auch helfen, aus Allem immer die Freude des Geistes heraus zu finden und im Geiste stark zu werden! Amen. — Leben sie wohl!" „Ihr

Mannheim, den 11. August 1819. sie innig ehrender Sohn Carl Ludwig Sand."

Auf diesen Brief erfolgten freundliche Antworten von beiden Eltern und sämmtlichen Geschwistern, von denen uns aber nur die der Mutter zu Handen ist. Wir theilen sie mit, indem sie den folgenden Brief des Sohnes erklärt.

„Theurer, unaussprechlich theurer Carl!"

„Wie erfreulich war es mir, nach so langer Zeit die Züge deiner lieben Hand wieder zu erblicken. Es wäre mir keine Reise zu beschwerlich, kein Weg zu weit! Mit treuer Liebe und Zärtlichkeit würde ich dich an jedem Ende der Erde aufsuchen, um dich nur zu sehen."

„Da ich aber deine zärtliche Liebe und Sorgfalt gegen mich auch ganz kenne und du mit so vieler männlicher Standhaftigkeit und Ueberlegung Gründe mir vorlegst, denen ich gar nichts entgegnen kann, als daß ich sie ehre: so soll es bleiben, lieber Carl, wie du es bestimmt und beschlossen hast! Wir wollen unsere Geistesunterhaltung fleißig fortsetzen, aber einander nicht sprechen. Nichts kann, nichts wird mich von dir trennen; jeden Augenblick umschwebe ich dich und meine Gedanken trennen sich nie von dir!"

„Jene unendliche Liebe, welche uns alle trägt, alle erquickt und uns alle für ein höheres Leben und Wirken bestimmt hat, bewahre dir, lieber Carl, Muth und Standhaftigkeit. Sie lasse dich aus allem die höchste Freude des Geistes herausfinden und dich, inniggeliebten Sohn, im Geiste immer und immer stärker werden."

„Deinen lieben Vater haben bisher allerlei Verhinderungen abgehalten, dir zu schreiben und ich und deine guten Geschwister wünschen sehnlich, dich bald von unsern Empfindungen zu überzeugen; daher wird ein Brief von dem ersten nachfolgen.

Er grüßt dich einstweilen auf das herzlichste und versichert dich seiner vollen Liebe."

„Lebe recht wohl und bleibe unwandelbar überzeugt, daß ich nie aufhören werde, dich stark und innigst zu lieben."

„Deine
treue dich ewig liebende Mutter."

Hierauf langte demnächst folgendes Schreiben des Sohnes bei den Seinigen an:

Aus meinem Patmos.
Neujahr 1820 d. 16/1.

„Theure Eltern und Geschwisterte!"

„In der Mitte Septembers vorigen Jahrs wurden mir durch die Großherzogliche Special-Untersuchungscommission mit der ihnen schon gepriesenen menschenfreundlichen Gesinnung ihre werthen Briefe vom Ende August und Anfang Septembers eingehändigt und sie hatten die zaubervolle Kraft, mich ganz in den Kreis ihrer Herzen zu versetzen, und mich mit Freude völlig zu überschütten."

„Sie, theuerer Vater, schreiben mir an ihrem 67 Geburtstage und segnen mich mit dem Ergusse ihrer vollsten reinsten Liebe, und

Sie, theuere Mutter, lassen sich sogar herab zu Versicherungen der Fortdauer Ihrer von mir schon jederzeit unwankbar geglaubten mütterlichen Gesinnungen gegen mich und

so erhielt ich ihrer beiden Segen,

der in meiner gegenwärtigen Lage wohlthätiger, als alles, auf mich einwirken muß, ich wurde mit der segenvollsten Liebe und Freude reichlich genährt, und dafür danke ich ihnen, theuerste Eltern, mit der

kindlichen Ergebenheit, die mir, nach Gebühr des Sohnes, mein Herz nie vorzuschreiben aufhören wird. Aber wie ich also das mir so unendlich theuere Verhältniß zu ihnen lebendig vor meine Seele führe, so vermag ich auch nicht zu verschweigen, daß ich durch einige Ausdrücke ihrer über alles innigen Liebe, die sich frei über alle Rücksicht auf Verhältnisse hinweg erhebt, als Sohn in einen zaghaften Zustand versetzt werden mußte."

„Auch ihr, theuerer Schwager und theuere Schwester, versichert mich euerer ununterbrochenen innigen Liebe, ihr scheint nach dem Schreck, den ich plötzlich über euch alle brachte, noch nicht recht zu wissen, was ihr aus mir machen sollet; ich fühle mich daher in der innigsten Ergebenheit eines Bruders, voll von nie ersterbendem Danke gedrungen, euch zu sagen, daß eure durch viele Jahre hindurch so reichlich durch die That bekräftigte Liebe mehr ausweis't für das Geständniß wahrer geschwisterlicher Gesinnung zwischen uns — so bald ich auf meiner Seite nur deren werth befunden werde, — als alle möglichen, auch die zärtlichsten Versicherungen in Worten."

„Und du, guter Bruder, wolltest gern mit der theueren Mutter an die Fluthen des Rheins geeilt sein, hieher, wo das rechte geistige Verhältniß zwischen uns beiden uns aufgegangen ist; wo wir durch gleiche Gesinnung nach außen auch zu den innigsten Brüdern geworden sind, — du seist wirklich hier gewesen, muß ich dir sagen, meine ich, wenn ich auf die reiche Quelle brüderlicher Tröstungen und Aufmunterung schaue, die mir in deinem treuen, zarten Briefe zu Theil wurde."

„Und du, gute Schwägerin, wie du dich gleich bei dem ersten Bekanntwerden mit so vieler Zärt-

lichkeit als liebende Schwester zu uns stelltest, so erkenne ich auch in jetziger Zeit die Fortdauer dieses schönen Verhältnisses aus diesem deinem frommen und liebevollen Briefe. Deine gottergebenen Tröstungen erquickten mich in innerster Seele, aber auch dir kann ich nicht verhehlen, daß du in der Ausspendung deiner Achtung und deines Lobes zu freigebig warst. Ich wurde dadurch, wie billig, vor meinen innern Richter gestellt, der mir den ganzen Umfang aller meiner Schwächen im Spiegel sehen ließ. —"

„Du, gute Julie, möchtest weiter nichts, als das, was mir zu tragen auferlegt ist, mir abnehmen können und du versicherst mich, wie ich es ja von euch allen weiß, daß du es gern für mich tragen wolltest, und daran erkenne ich dich ganz und auch besonders das Verhältniß, in dem wir mit einander aufgewachsen sind. Ach! ich sage dir, unter Gottes Schutz wird es mir gar leicht, weit leichter, als ich erwarten konnte, das zu bestehen, was mir zugefallen ist. Aber womit soll ich, indem ich dir danke, dich trösten für diese nothwendiger Weise abschlägliche Antwort? — Du kannst ja frei zu Gottes Altar treten ꝛc."

„So habet denn alle den herzlichsten Dank, daß ihr mein Herz so sehr erfreut habt. — Ich will jetzt, da ich aus diesen stärkenden Briefen ersehen habe, daß ich als der verlorne Sohn besonderer Gegenstand ihrer Liebe und Güte geworden bin, auch mit möglichem Fleiße, ihnen meinen geistigen und körperlichen Zustand schildern und bitte Gott, er möge diesen Worten mit seiner Kraft beistehen, daß sie, als eine gemäße Gegengabe gegen diese ihre Briefe, ihnen zu mehrerer Beruhigung mögen gereichen können."

„Hart gegen Glück und Unglück der Erde, wissen sie schon von mir, lebe ich seit den letzteren Jahren der reinen geistigen Freude, und ich muß bekennen, daß mich jener heilige Urquell alles Guten auch geschickt gemacht hat, diese suchen zu können und sie auch wirklich in reichlichem Maaße zu finden. — Gott ist mir immer noch nahe, wie jemals; ich finde in ihm, diesem ewigen Urgrund des Seins aller Dinge, in unserem heiligen Vater, Trost und Stärke und einen unwankbaren Freund voll der heiligsten Liebe, der mich überall hinbegleiten wird, wo ich der Aufrichtung bedarf. Hätte er mir freilich ferne werden, hätte ich ihn aus den Augen verlieren können, so müßte ich jetzt höchst unselig sein und in verderblichem Zustande mich befinden; aber so macht er mich, den Schwachen, stark zu Allem, was noch über mich kommen mag. — Was ich sonst als heilig verehrte, wornach ich mich sehnte, wornach ich in innigem Streben erglühte, das ist auch jetzt nicht anders geworden; höchst unselig würde ich mich befinden, wenn ich schauen müßte, daß mein Herz Trugbildern ergeben und in leere Scheingestalten verwickelt gewesen wäre. So möge denn Einsicht rücksichtlich dieser Urbilder unserer Vernunft und die reine Liebe zu diesen Schutzengeln unseres menschlichen Geistes bis an mein Ende immer mehr in mir wachsen, damit sie mich um so williger in die Ewigkeit hinüber begleiten mögen! In Begeisterung und christlich ergebener Demuth führe ich mein stilles Leben und es wird mir auch häufig jene höhere Heimsuchung zu Theil, in der ich zeitlebens den Himmel auf Erden verehrte — ich vermag mich recht oft in andächtigem Gebete zum Höchsten und Heiligen aufzuschwingen. — Meine Krankheit ließ mir im-

mer so viel Ruhe zu, daß ich mit ernsten Gegenständen des Wissens, mit schönen Theilen meiner Gottesgelahrtheit und der Geschichte anhaltend beschäftigen konnte, und wenn ein heftigerer Krankheitszustand diese Beschäftigung auch auf einige Zeit unterbrach, so verfiel ich doch nie in Langeweile, denn Bilder aus vergangener Zeit und ein forschender Glaube so wie die alles göttlich ahnende Liebe waren reich und stark genug in mir um mich auch hier nicht aus meinem irdischen Himmel hinausfallen zu lassen. — Ich würde, nach meinen Grundsätzen, in der Lage, in welche ich mich selbst versetzte, nie für meine Bequemlichkeit haben sprechen und für Gegenstände derselben bitten können; aber demohngeachtet wurde ich durch nie genug anzuerkennende Menschenfreundlichkeit und durch die Liebe, die allenthalben trägt, duldet und unterstützt, von allen Seiten, mit denen mich die Fremde, in die ich hinausgestoßen, in Berührung setzte, in allem Betreff mit so viel Güte überhäuft, daß Wünsche, die ich selbst nicht im geheimen Innersten meines Herzens für meine Krankenpflege zu hegen gewagt haben würde, häufig noch übertroffen wurden. — Der körperliche Schmerz war nie so überwältigend für mich, daß ich nicht dabei in innerer Erhebung hätte für mich sprechen können: „der Bettel!" und ich mag ihn nicht in Vergleichung setzen mit jenem Seelenschmerz, den wir im Gefühle unserer Schwächen, unserer Schuld, so tief einschneidend empfinden, wiewohl jener auch immer schon wieder zur ewigen, geistigen Freude sich herüberneiget. Nur selten griff dieser Schmerz nach meinem Bewußtsein, Geschwulst und Entzündungen nahmen nie sehr überhand, und die Fieber waren immer

mäßig. Ob ich gleich seit 3 vierteljahren immer auf dem Rücken liege, ohne mich aufrichten zu können, und ob gleich unmittelbar von der Stelle des Herzens mehr den 40 Maaß Eiter ausliefen; so habe ich mich doch noch nicht aufgelegen und die Krankheit fraß noch nicht so sehr um sich, daß sie Abschen erregend und sehr eklig wäre; — dieß verdanke ich sowohl der vortreflichen Pflege, als dem gesunden Blute, das ich von ihnen ererbt habe."

„So fehlte es mir denn nicht an den mannichfaltigsten und nachdrücklichsten Aufmunterungen zum Guten. So hatte ich alle Ursache an meinem Geburtstage — ach! nicht der Stunde meiner Geburt zu fluchen! — sondern mit heiterer Beschauung dieser Welt, Gott und ihnen, theuerste Eltern, für mein Dasein zu danken. Den 18. October feierte ich in stiller Ergebung in den heiligen Willen Gottes; an Weihnachten suchte ich mich in die Stimmung gottergebener Kinder zu versetzen und der Jahreswechsel brachte mir einen neuen Zeitabschnitt, dessen Inhalt sich mit Gottes Hülfe eben so zur geistigen Freude kehren wird, wie das vergangene Jahr. Und mit diesem Wunsche, dem einzigen, wende ich mich denn auch zu ihnen, beste Eltern und zu euch, geliebteste Geschwisterte und zu den Eurigen, und bitte, daß uns die Welt durch diese stetige höhere Freude täglich neu werden und daß wir alle unser Leben so, wahrhaft beseligt, bis an's Ende fühen mögen; denn dieß ist die göttliche Bestimmung unseres Erdendaseins und ich wage es kühn gegen jeden Angriff zu vertheidigen, daß wie schon hier jene reine Freude des Jenseits vorkosten und finden sollen, daß uns schon hier der Vorschmack des Himmels werde! —"

„Ein 25. Neujahr kann ich nicht hoffen, noch wiederkehren zu sehen; — möge denn mein obiges Gebet erfüllt werden, und sie durch diesen treuen Abriß meines zeitherigen Lebens zu mehrerer Beruhigung gelangen, mögen diese Worte mir auch dazu dienen, mich ihrer Aller unauflöslichen Liebe, als nicht entartet und unwürdig darzustellen, und mir vielmehr jene für alle Ewigkeit zu sichern! So zum Himmel flehend will ich verharren, bis der Tod mich abruft."

„In diesen Tagen erhielt ich auch ihren lieben Brief, theuere Mutter, vom 2. December v. J. und die Großherzogliche Commission hatte die Gewogenheit, mir auch den Brief des guten Bruders, der diesem beigelegt war, lesen zu lassen. Sie geben mir die froheste Nachricht von ihrer Aller völligen Wohlsein und sie schicken mir eingemachte Früchte aus der geliebten Heimath. Ich danke ihnen hierfür von ganzem Herzen. Was mir das Liebste hierbei ist, nämlich, daß sie im Sommer und Winter mit gleicher Liebe für mich sorgen, daß sie und die gute Julie mit sorglichem Sinne sie selbst in der Heimath pflückten und zubereiteten; diesem bleibenden Genusse überlasse ich mich mit ganzer Seele."

„Ueber den neu angelangten kleinen Vetter mich herzlich freuend und die guten Eltern und Großeltern darum fröhlich begrüßend, versetze ich mich zu seiner Taufe in jene geliebte Gemeinde, wo ich ihm als christlichen Mitbruder meine Liebe entgegenbringe und alle Segnungen des Himmels auf ihn herab erflehe."

„Die Großherzogliche Commission nicht zu häufig zu beschweren, werden wir diesen Briefwechsel

wohl abbrechen müssen, und ich schließe daher in kindlicher Ergebenheit und brüderlicher Treue ewig verharrend

Ihr

sie inniglìebender

Carl Ludwig Sand.

Sands letzte Tage und Hinrichtung *).

Von jetzt an hörte aller schriftliche Verkehr zwischen Sand und den Seinigen auf, und nur noch einmal fand er sich bewogen, ihnen zu schreiben, als er nämlich seines Schicksals gewiß, Abschied von ihnen nahm. Dieses Abschiedsschreiben kam den Eltern nicht wenig unerwartet, da ihnen noch nicht das Geringste von einem Endurtheil über Leben oder Tod ihres Sohnes bekannt geworden war, und sie es in diesem Augenblicke um so weniger erwarteten, als sie eben noch sichere Nachricht davon hatten, daß ihr Sohn fester als je auf dem Krankenlager daniedergehalten werde. Nicht wenig mag sie daher dieser Abschied bestürzt haben, da sie den Sohn durch das Gesetz vor dem Schwerte des Nachrichters noch geschützt glaubten. Allein sie hatten sich getäuscht. Sechs Tage nach der Hinrichtung des Sohnes traf durch freundschaftliche Mittheilung folgendes Urtheil des Oberhofgerichts in Carlsruhe ein.

*) Aus theils berichtigten, theils unwiderrufenen Zeitungsnachrichten wörtlich zusammengestellt.
Vergl. Opp. Blatt. Hamb. Corr. Speierer Zeitung.

Urthel des Oberhofgerichts in Baden.

(Den 5. Mai 1820 gefällt.)

In Untersuchungssachen ꝛc. wird auf amtspflichtiges Verhör, eingebrachte Vertheidigung, erhobenes Gutachten des Hofgerichts zu Mannheim und weitere Rechtsberathung am Oberhofgerichte, von diesem zu Recht erkannt: daß Inquisit Carl Ludwig Sand von Wunsiedel des, an dem kaiserl. russ. Staatsrathe v. Kotzebue verübten Meuchelmordes für schuldig und geständig zu erklären, daher derselbe, ihm zur gerechten Strafe, andern aber zum abschreckenden Beispiele, mit dem Schwerte vom Leben zum Tode zu bringen sei.

Alle in dieser Untersuchungssache aufgelaufenen Kosten aber, mit Einschluß jener, welche auf dessen öffentliche Hinrichtung verwendet worden, und zwar erstere wegen der Vermögenslosigkeit, auf die Gerichtsbarkeitsgefälle zu übernehmen seien. Von Rechtswegen. —

Den 12. Mai 1820 bestätigt von Sr. königl. Hoheit dem Großherzog von Baden. —

Vorstehendes Urtheil ward dem Delinquenten am 17. Mai eröffnet; zur Vollziehung desselben waren zwei Justizräthe aus Carlsruh in Mannheim eingetroffen.

Sand hatte während der vierzehnmonatlichen Untersuchung das Krankenlager nicht verlassen können, sein Körper näherte sich von Tag zu Tag der baldigen Auflösung. Seine Brustwunde ver-

gönnte ihm keine Veränderung seiner horizontalen Lage, ohne Kampf mit einer sehr schmerzlichen Empfindung.

Die Ankündigung des Urtheils war ihm eine frohe Botschaft und belebte seine sinkenden Kräfte, so daß er sich aufrichten konnte, um dasselbe sitzend zu vernehmen. Standhaft überwand er den Schmerz, mit Festigkeit und Ruhe, welche ihn bis an sein Ende nicht verließen, hörte er das Urtheil an und nichts unterbrach die Heiterkeit seiner Miene. Dann sagte er, daß er kein andres und besseres Schicksal erwartet habe; mit der letzten zurückgelegten Post vor Mannheim sei ihm dieß schon vor einem Jahre klar geworden, und er danke Gott, daß er ihm so lange noch seine körperlichen Kräfte gefristet habe.

Man bemerkte in der Folge nur eine Thräne aus jedem Augenwinkel quillen, dann, sprach er, ich denke, es wird meinen Eltern lieber sein, wenn ich dieses gewaltsamen Todes sterbe, als wenn ich an einer gewissen gehässigen Krankheit stürbe *).

---

*) Man hat hin und wieder bezweifelt, wie dieß z. B. in dem Schriftchen: Ausführliche Darstellung von K. L. Sands letzten Tagen und Augenblicken geschehen ist, daß Sand diese Aeußerung wirklich gethan habe. Wie sie der Verfasser genannter Schrift aus der Neckarzeitung mittheilt, möchte sie allerdings auch zu bezweifeln sein; allein sie wird, in der Gestalt, wie sie hier gegeben ist, keinen seiner Freunde befremden, welche ihn bei mehreren Gelegenheiten mit innerlich sittlichem Selbstgefühl, oder höhnendem Spott den letzten Vers aus Körners Lied: „Männer und Buben" sprechen hörten:

Und schlägt unser Stündlein im Schlachtenroth,
Willkommen, o sel'ger Soldatentod!
Du mußt dann unter seidenen Decken
Unter Merkur und Latwergen verrecken,
Stirbst als ein ehrlos erbärmlicher Wicht ꝛc.

Es ist mir lieb, daß endlich bald die Stunde schlägt, in welcher mein Tod diejenigen befriedigen wird, die mich hassen, und die, welche ich nach meinen Grundsätzen hassen muß."

Von dieser Zeit an blieb er unverändert heiter und freundlich, schlief ruhig wie zuvor und benutzte die Tageszeit zum Schreiben an seine Verwandten und Lieben daheim, welchen er auf folgende Weise die Entscheidung seines Schicksals kund that:

„Mannheim, den 17. des Frühlingsmondes 1820."

„Theuere Eltern und Geschwister."

„Mein letztes Schreiben wird ihnen von der Großherzoglichen Commission mitgetheilt worden sein. Ich beantwortete darin ihre Schreiben und suchte sie rücksichtlich meiner Lage dadurch zu trösten, daß ich ihnen meinen Seelenzustand schilderte, so wie er ist: mir bewußt des Gebrechlichen und Irdischen und es achtend als das blos Nöthige, es verachtend in jedem Verhältnisse und Bezug zur Idee; so wie er ist: mir bewußt des Geistigen und Freien, das allein unsere unsterbliche Seele nährt; mit einem Worte, ich suchte sie mit der Versicherung zu trösten, daß jetzt in meinen Leiden und Nöthen die Gesinnungen, Ansichten und Grundsätze, von denen ich in früheren Zeiten sprach, treulich bei mir ausgehalten haben, und dieselben geblieben sind. — Ich hätte sie nicht zu beruhigen gebraucht; denn sie begehrten zu keiner Zeit von mir etwas anderes, als daß ich Gott sollte vor Augen und im Herzen haben, und sie sahen dieses noch unter Ihrer Leitung in mein Herz übergehen und daß es mir zum eigenen und zum einzigen Seligkeitsstreben wurde."

„So ist Gott also gewiß jetzt in Freude mit und bei ihnen, da ich ihnen nun nach heute geschehner Vorlesung des Urthels selbst noch sichere Nachricht von meinem herannahenden Tode geben kann. Ich sterbe gern und Gott wird mir Kraft verleihen, daß ich sterbe, wie man soll! —"

„Hiemit hoffe ich sie über alles völlig beruhigt und hoffe, daß sie, wie ich es immer als des Menschen Bestimmung hielt, in Freude, in unvergänglicher geistiger Freude ihre Tage auf Erden bis an's Ende verleben mögen, bis wir, die wir auch jetzt einander nicht fern sind, in jenem Seelenvereine mit frischeren Kräften für's Gute zusammentreten werden."

„Wie ich lebte, so lange ich mich kenne, in sehnsuchtsvoller Heiterkeit, die in den männlichen Jahren zur beherzten Freude der Freiheit sich hinaufrankte, so gehe ich nun meinem Ende entgegen."

„Gott sei mit ihnen und mit mir!"

„Ihr

Sohn, Bruder und Freund,
Carl Ludwig Sand."

An demselben Tage, den 17. Mai, ward auch das Urthel öffentlich bekannt gemacht, und es hieß die Zeit der Hinrichtung sei auf den 20. Vormittags zwischen 11 und 12 Uhr festgesetzt.

Zum Richtplatze ward eine Wiese vor dem Heidelberger Thore erwählt, links von der Heerstraße nach Heidelberg. Man begann alsbald ein Schaffot zu errichten, 5 bis 6 Fuß hoch. Die Gefängnißwache ward dreifach verstärkt, und zur militärischen Anordnung der Hinrichtung kam der

General von Neuenstein aus Carlsruh in Mannheim an. Das Militär bestand aus 1200 Mann Infanterie 350 Mann Cavallerie und ein Detaschement Artillerie. Alles war unter Waffen.

Sands letzte Tage vergingen ihm sanft und friedlich.

Leute, welche ihn zu sehen und zu sprechen wünschten, wurden jetzt mit Auswahl gemeldet und größtentheils zugelassen. Mit manchen von ihnen unterhielt er sich gern und sprach auf das Unbefangenste über viele seiner Lage ganz fremde Gegenstände, nicht selten philosophischen und politischen Inhalts.

Unter andern verlangte ein Handwerker zu Sand gelassen zu werden, weil er mit ihm zu Wunsiedel in die Schule gegangen und ihm wohl bekannt sei. Sand konnte sich seiner nicht sogleich erinnern, wünschte ihn aber doch zu sprechen. Er versicherte, daß es ihm sehr wohl gehe, gedachte mit besonderer Liebe seiner Verwandten im Fichtelgebirge, bat ihn beim Abschiede, dieselben zu grüßen und zu bitten, sie möchten um seinetwillen keine Betrübniß haben, indem er, mit Gott völlig einig, den Tod in freudiger Stimmung erwarte.

Am Tage vor seinem Tode erwachte er erst um 7½ Uhr und erzählte, wie er sich gestärkt fühle, und wie er gewiß glaube, daß die Körperkraft durch die Kraft seiner Seele sich mehren und stählen werde. Fortwährend kamen Menschen, die ihn noch zu sprechen wünschten, — unter ihnen war ein Jenenser Universitätsbekannter, der jetzt im Badischen angestellt ist; sein Besuch veranlaßte eine tief erschütternde Scene.

Auch der badensche Oberst von Holzungen, welcher unter denen sich befanden, die Sand ver-

haftet hatten; besuchte ihn und fragte, ob er ihn noch kenne. Sand wußte noch genau aller Umstände; so wie seiner Person sich zu erinnern. Als die Rede auf den frühen Tod kam, dem er so jung entgegen gehe, äußerte er: „Es ist nur der Unterschied zwischen ihnen und mir, daß ich für meine Meinung sterbe, sie aber, wenn sie den Tod finden, für eine fremde."

Ein andrer Mann, (den Sand auch bald nach der That gesehen und jetzt gleich wieder erkannte,) fragte ihn: „ob er jetzt das begangene Unrecht einsehe, und Reue empfinde?" Sand erwiederte: „Ich habe ein Jahr vorher darüber nachgedacht, und seitdem wieder 14 Monate, und meine Ansicht hat sich um Nichts geändert."

Sand hatte den Wunsch geäußert, den Scharfrichter, (Widmann aus Heidelberg,) zu sprechen. Dieser kam am 19. in Mannheim an, als er in's Zimmer trat und grüßte, lag Sand im Bette, und der neben ihm sitzende Zuchthausverwalter G. sagte: „der grüßende ist Hr. W., den sie zu sprechen wünschten. Da erheiterte sich plötzlich sein Gesicht, er richtete sich auf, faßte W. bei der Hand, ließ ihn neben sich setzen, und hielt während der ganzen Unterredung die Hand fest, wo er oft Veranlassung fand, sie recht herzlich zu drücken. W., ganz niedergeschlagen und tiefbewegt, ward durch Sand und seine Stärke allmählig ermuthigt. Sein Gefühl hatte ihn aber so überwältigt, daß er nachher wenig von der ganzen Unterhaltung zu sagen wußte. Er erzählte nur, Sand habe viel gesprochen und unter andern gesagt: „Bleiben sie nur standhaft, an mir soll es nicht fehlen, ich werde nicht zucken; und wenn auch zwei oder drei Hiebe erforderlich sind, meinen Kopf vom Rumpfe

zu trennen, so sollen sie darum die Fassung nicht verlieren." Auch bat er ihn nicht zu schnell zu verfahren, sondern sich Zeit zu nehmen, fragte, wie er sich verhalten solle, und dankte im Voraus für seine Mühe: „denn nachher" — soll er hinzugesetzt haben — „werde ich ihnen nicht mehr danken können."

Abends waren drei Geistliche bei ihm, mit denen er sich über Religionsgegenstände unterhielt. Der eine blieb mehrere Stunden und erklärte unter Andern: er habe den Auftrag, ihm das Versprechen abzufordern, auf dem Richtplatze nicht zum Volke zu reden. Sand versprach es und setzte hinzu: „wenn ich auch wollte, so ist doch meine Stimme zu schwach; das Volk würde sie nicht vernehmen." — Immer blieb er ruhig und sanft, freundlich und ermuthigend gegen jedermann. Er schien in den drei letzten Tagen nicht der Trostbedürftige, sondern der Trostgebende für alle, die ihn umgaben, mit Weinen und Schluchzen in seiner Nähe kamen, oder von ihm schieden. Abends spät soll er noch zum Abschiede aus dieser Welt ein Gedicht niedergeschrieben haben*), und erst nach 11 Uhr legte er sich zur Ruhe und schlief.

Da sich die Nachricht von der am Sonnabend vor dem Pfingstfest angesetzten Hinrichtung Sands schnell überall hin verbreitet hatte, so strömten viele Menschen von allen Seiten, auch viele Studenten aus Heidelberg **) nach Mannheim, um derselben

*) Das jedoch nicht bekannt geworden ist.

**) Die Heidelberger Burschen handelten zufällig in Uebereinstimmung mit den Mannheimer Bürgern, indem die bessern unter denselben in einem Umlauf ihre Freunde

beizuwohnen. Sie blieben aber in den nahegelegenen Dörfern. Um jeder unruhigen Bewegung zuvorzukommen, beschloß man am 19. die Execution, welche, wie oben bemerkt um 11 Uhr Mittags anberaumt war, schon früh um 5 Uhr vor sich gehen zu lassen. — Die meisten Studenten kamen daher erst nach beendigter Vollziehung des Urthels auf dem Richtplatze an.

Die gebildeten Bewohner Mannheims hatten schon lange ein lebhaftes Interesse für das Schicksal des unglücklichen Jünglings an den Tag gelegt. Als seine Todesstunde herannahte, hatten viele die Stadt verlassen, andre schlossen sich in ihren Häusern ein. Am 20. früh ward noch eine ganze Stunde an dem Schaffot gearbeitet. Die Straßen wimmelten von Menschen, doch ging Alles ruhig zu. Alles Militär war unter Waffen; von bedeutenden Patrouillen zu Pferde und zu Fuß wurden alle Straßen der Stadt und alle Ab- und Zugänge des Richtplatzes beständig durchkreuzt. Als das Schaffot fertig war erschien der Scharfrichter, mit seinen Helfern. Alle waren schwarz gekleidet, erstrer trug über dem schwarzen Rocke einen Schanzläufer von Biber, und unter demselben das Schwert. Die Henkersknechte aber nahmen auf dem Blutgerüste ihr Frühstück ein und rauchten dann zum Zeitvertreib ihre Pfeifen.

Sand schlief an diesem Morgen in seiner Kammer des Zuchthauses so gut, daß er geweckt

---

aufforderten, nicht persönlich der Execution beizuwohnen, sondern in stiller Trauer daheim in Heidelberg zu bleiben. So gingen nur Heidelberger Studenten dahin, ein Unterschied, den jeder verstehen wird, der das jetzige Burschenleben kennt. —

werden mußte. Das geschah vor 4 Uhr. Dann ließ er sich ankleiden in schwarzem deutschen Rock und weißen leinenen Beinkleidern, nachdem er zuvor die langen dunkelbraunen Haare hatte ordnen und den ganzen Körper waschen lassen, wobei er bemerkte, daß es die Völker des Alterthums auch so gemacht hätten, ehe sie ins Treffen gingen." Das Verbinden der Wunde schmerzte ihn sehr, doch blieb er frisch, und frühstückte, wie gewöhnlich mit sichtlicher Eßlust. Um 4 Uhr kamen die Geistlichen zu ihm und man eröffnete dem Verurtheilten, daß die Zeit der Hinrichtung statt um 11 um 5 Uhr angesetzt sei, daß diese also in einer Stunde schon vor sich gehen werde, falls er dazu bereit sei. „Das bin ich in diesem Augenblicke" erwiederte Sand. Schon früher äußerte er: daß er diesen Morgen noch einmal recht bewußt leben wollte, und in diesem Sinne, unterhielt er sich wirklich mit den Geistlichen. Endlich wünschte er, daß sie leise mit ihm beten möchten. Dieß geschah. Als er geendigt hatte sagte er Körners Worte: „Alles Ird'sche ist vollendet, und das Himmlische geht auf."

Wie er schon früher von den Aerzten, welche ihn behandelt hatten, dankbar Abschied nahm, so geschah dieß jetzt mit den Geistlichen. Er sagte ihnen: „Meine Rührung ist nicht die der Weichlichkeit, sondern die der Dankbarkeit." Doch wünschte er nicht, daß sie ihn auf den Richtplatz begleiteten, weil er völlig vorbereitet, mit Gott und seinem Gewissen im Reinen sei, und selber dem geistlichen Stande angehöre. Auf die Frage: ob er ohne Groll scheide? antwortete er: „den habe ich ja nie gehabt."

Jetzt vernahm er den wachsenden Lärm auf der Straße, und wiederholte nochmals, man könne über ihn verfügen, indem er bereit sei. Man führte ihn darauf aus dem Zimmer in den Hof zu einer Kalesche, die man zu diesem Ende hatte kaufen müssen, indem die Mannheimer ihre Wagen darzuleihen sich weigerten. Als er das Zimmer verließ, wandte er sich um und wünschte den Bleibenden nochmals ein Lebewohl! Im Hofe grüßte Sand ringsumherschauend und stillschweigend die Züchtlinge, die in ihren Fenstern lagen und weinten. (Schon während der Untersuchung hoben diese, wenn sie an seinem Zimmer vorbeigeführt wurden, ihre Ketten in die Höhe, um ihn nicht zu beunruhigen.) Sand sagte auch den Uebrigen sein Lebewohl! und ward in die Kalesche gehoben. Langsam fuhr diese vorwärts. Zu den Seiten gingen zwei Zuchtmeister mit Trauerflören. Ein zweiter Wagen mit Stadtbeamten folgte. Unten ging das Hofthor auf. Draußen harrte seiner die versammelte Menge schweigend. Bei seinem Anblick aber brach sie in lautes Schluchzen aus. „Gott stärke mich!" sprach er, als er die Menschen alle so weinen sah. Dann bat er den Oberzuchtmeister, welcher neben ihm saß, er möchte, wenn er etwas Schwächliches an ihm bemerkte, seinen Namen ihm zurufen. Der Zug ging langsam weiter zu dem kaum 800 Schritte entlegenen Richtplatze, begleitet und eingeschlossen von einer starken militärischen Bedeckung zu Pferde. Keine Glocken wurden geläutet. Nur einzelne Stimmen: „Sand! lebe wohl!" unterbrachen die allgemeine Stille. Die Luft war sehr kalt, es hatte geregnet. Sand war zu schwach, um sich in aufrechtsitzender Stellung zu erhalten; er saß halb zurückgelehnt in dem Arm seines Begleiters.

Sein Gesicht war leidend mit Sanftmuth, die jedoch nicht vorherrschend war; die Stirn offen und frei, die Züge interessant ohne schön zu sein; aber die Leiden hatten das Jugendliche aus denselben verwischt. Sein Kopf war unbedeckt und das lange Haar hing über die Schultern herab. „So werde ich ihn ewig sehen," erzählt ein Bewohner Mannheims, „wie er den Hügel hinabfuhr und das Auge wie verklärt gen Himmel richtete." Der Zug kam vor der Richtstätte an, die von einem Bataillon Infanterie umschlossen war. Als Sand das Blutgerüst erblickte lächelte er sanft. Beim Aussteigen aus der Kalesche sagte er: „Bis hierher hat mich Gott gestärkt."

Der Oberzuchtmeister und die Zuchtmeister hoben ihn die Stufen des Schaffots hinan. Obschon geführt und unterstützt, hielt er sich aufrecht und sagte: „Dieß ist also der Ort, wo ich sterben werde." Noch ehe er zum Richtstuhl gelangte, blickte er nach Mannheim und auf das versammelte Volk zurück, das sich längs dem Wege hingestellt hatte; dann in die von der Natur neugeschaffene Umgegend; es schien, als wollte er sagen: mir waren 14 lange, peinliche Monate dieser Zauber und diese Schöpfung verschlossen. Darauf ward ihm, dem Herkommen gemäß, das Urthel nochmals verlesen. Auf die Frage ob er dasselbe stehend vernehmen könne, bejahte er dieß und meinte, die moralische Kraft, die er in sich fühle, werde seine physische überwinden. Er richtete sich vom Stuhle wieder auf, indem er beide Begleiter bat, nicht fern von ihm auf die Seite zu treten, um ihn zu unterstützen, im Fall er wanken sollte.

Er wankte nicht. Nach geendigter richterlicher Verhandlung ließ er sich wieder nieder und sprach

mit lauter Stimme: „Ich sterbe im Vertrauen auf Gott! — „„Sand, was haben sie versprochen?““ — unterbrach man ihn, (nämlich nicht zu reden.) Er schwieg, hob dann die Rechte feierlich wie zum Schwur in die Höhe und fuhr leise fort; „Ich nehme Gott zum Zeugen, daß ich für Deutschlands Freiheit sterbe *).“ Bei diesen Worten warf er mit derselben Hand (die linke war gelähmt) das festgeballte Taschentuch mit einiger Heftigkeit auf die Erde. Was er nun noch sprach, bezog sich auf die nächsten Augenblicke; so wünschte er nicht zu fest gebunden zu werden, weil ihm die Wunde schmerzte und die Binde vor den Augen so zu schieben, daß ihm das Licht nicht ganz entzogen werde. Er sagte dieß zum Scharfrichter und reichte ihm freundlich die Hand. Die Hände band man ihm auf den Schooß, weil sie ihm auf der Brust, wohin sie anfangs gebunden waren, das Athmen erschwerten. Auch wünschte er, sein Haar nicht zu verlieren, worauf der Nachrichter herbeitrat und ihm sagte, es sei für seine Mutter bestimmt. Sand nickte Beifall. Man schnitt ihm demnach nur wenige Haare ab, und band die übrigen in die Höhe.

Feierlicher Ernst und tiefes Schweigen umgaben das Gerüst, und wo die Stille der versammelten Menge unterbrochen wurde, da war es, bei Volk und Soldaten, ein Ausbruch lauten Weinens und Schluchzens.

---

*) nach Andern: „Das weißt du, o Gott!“ oder: „ich sterbe für die Freiheit!“ noch andre: „ich habe geschworen, meinem Vaterlande treu zu sein; ich hab es gehalten bis zum Tode.“ —

Das Haupt fiel — aber erst bei dem zweiten Streiche *).

Nun drängten sich die Umstehenden an das Schaffot, das Blut ward mit Tüchern aufgewischt, der Richtstuhl — durch einen Knaben vom Schaffot geworfen — zerschlagen und in kleinern Stücken vertheilt; und wer davon nichts habhaft werden konnte, schnitt wenigstens von den Pfosten des Blutgerüstes blutige Splitter ab.

Kopf und Körper wurden in einem, mit schwarzem Tuch behangenen, Sarge unter militärischer Bedeckung nach dem vorigen Orte zurück und von dort Nachts um 11 Uhr, ohne vorher secirt zu sein, auf den benachbarten Kirchhof gebracht. Auf diesem lutherischen Gottesacker, wo auch der Gegenstand seiner blutigen That modert, ward der Gerichtete in denselben Kleidern, unter Begleitung mehrerer Personen, nach den gewöhnlichen Gebeten eingesenkt. Das Grab aber ward sofort mit den ausgehobenen Rasen wieder überdeckt und eben gemacht; und bis zur völligen Verwesung des Leichnams soll eine Wache in der Nähe stehen.

In der Nacht vom 23. auf den 24. Mai will man bei dem Grabe einen Gesang gehört haben, mit Begleitung von Hörnern und Klarinetten. Als man sich näherte, heißt es, fuhren mehrere Wagen gen Heidelberg. Doch ward vom 8. Juni aus Mannheim geschrieben, daß man nichts näheres darüber erfahren hat.

---

*) Beim ersten blieb es an einigen Fleischtheilen des Vorderhalses haften; kein Zweifel also, daß dieser schon tödtlich war.

Soviel ist aber gewiß, daß die hiesigen Einwohner noch immer häufig hingehen nach der Richtstätte, und nicht selten sind Morgens Blumen und Trauerweiden darauf gestreut. Auch ist sie mit ewigem Klee und Vergißmeinnicht eingesäet, und die Wiese, worauf die Hinrichtung geschehen, nennt das Volk: „Sands Himmelfahrtswiesel.“

